

# **Romanzero**

Heinrich Heine

# Table of Contents

|                               |          |
|-------------------------------|----------|
| <b><u>Romanzero</u></b> ..... | <b>1</b> |
| <u>Heinrich Heine</u> .....   | 1        |
| <u>Erstes Buch</u> .....      | 1        |
| <u>Zweites Buch</u> .....     | 73       |
| <u>Drittes Buch</u> .....     | 119      |

# Romanzero

Heinrich Heine

This page copyright © 2002 Blackmask Online.

<http://www.blackmask.com>

- [Erstes Buch](#)
- [Zweites Buch](#)
- [Drittes Buch](#)

Gedichte (Erstdruck 1851)

## Erstes Buch

Historien

Wenn man an dir Verrat geübt,  
Sei du um so treuer;  
Und ist deine Seele zu Tode betrübt,  
So greife zur Leier.

Die Saiten klingen! Ein Heldenlied,  
Voll Flammen und Gluten!  
Da schmilzt der Zorn, und dein Gemüt  
Wird süß verbluten.

Rhapsenit

Als der König Rhampsenit  
Eintrat in die goldne Halle  
Seiner Tochter, lachte diese,  
Lachten ihre Zofen alle.

Auch die Schwarzen, die Eunuchen,  
Stimmten lachend ein, es lachten  
Selbst die Mumien, selbst die Sphinxen,  
Daß sie schier zu bersten dachten.

Die Prinzessin sprach: Ich glaubte  
Schon den Schatzdieb zu erfassen,  
Der hat aber einen toten  
Arm in meiner Hand gelassen.

Jetzt begreif ich, wie der Schatzdieb  
Dringt in deine Schatzhauskammern  
Und die Schätze dir entwendet,  
Trotz den Schlössern, Riegeln, Klammern.

Einen Zauberschlüssel hat er,  
Der erschließet allerorten  
Jede Türe, widerstehen  
Können nicht die stärksten Pforten.

Ich bin keine starke Pforte  
Und ich hab nicht widerstanden,  
Schätzehütend diese Nacht  
Kam ein Schätzlein mir abhanden.

So sprach lachend die Prinzessin  
Und sie tänzelt im Gemache,  
Und die Zofen und Eunuchen  
Hoben wieder ihre Lache.

An demselben Tag ganz Memphis

Lachte, selbst die Krokodile  
Reckten lachend ihre Häupter  
Aus dem schlammig gelben Nile,

Als sie Trommelschlag vernahmen  
Und sie hörten an dem Ufer  
Folgendes Reskript verlesen  
Von dem Kanzelei–Ausrufer:

Rhampsenit von Gottes Gnaden  
König zu und in Ägypten,  
Wir entbieten Gruß und Freundschaft  
Unsern Vielgetreun und Liebden.

In der Nacht vom dritten zu dem  
Vierten Junius des Jahres  
Dreizehnhundertvierundzwanzig  
Vor Christi Geburt, da war es,

Daß ein Dieb aus unserm Schatzhaus  
Eine Menge von Juwelen  
Uns entwendet; es gelang ihm  
Uns auch später zu bestehlen.

Zur Ermittlung des Täters  
Ließen schlafen wir die Tochter  
Bei den Schätzen doch auch jene  
Zu bestehlen schlaun vermocht er.

Um zu steuern solchem Diebstahl  
Und zu gleicher Zeit dem Diebe  
Unsre Sympathie zu zeigen,  
Unsre Ehrfurcht, unsre Liebe,

Wollen wir ihm zur Gemahlin  
Unsre einzige Tochter geben  
Und ihn auch als Thronnachfolger

In den Fürstenstand erheben.

Sintemal uns die Adresse  
Unsres Eidams noch zur Stunde  
Unbekannt, soll dies Reskript ihm  
Bringen Unsrer Gnade Kunde.

So geschehn den dritten Jenner  
Dreizehnhundert zwanzig sechs  
Vor Christi Geburt. Signieret  
Von Uns: Rhampsenitus Rex.

Rhampsenit hat Wort gehalten,  
Nahm den Dieb zum Schwiegersohne,  
Und nach seinem Tode erbte  
Auch der Dieb Ägyptens Krone.

Er regierte wie die Andern,  
Schützte Handel und Talente;  
Wenig, heißt es, ward gestohlen  
Unter seinem Regimente.

Der weiße Elefant

Der König von Siam, Mahawasant,  
Beherrscht das halbe Indienland,  
Zwölf Könige, der große Mogul sogar,  
Sind seinem Szepter tributär.

Alljährlich mit Trommeln, "Posaunen und Falnen  
Ziehen nach Siam die Zinskarawanen;  
Viel tausend Kamele, hochberuckte,  
Schleppen die kostbarsten Landesprodukte.

Sieht er die schwerbepackten Kamele,  
So schmunzelt heimlich des Königs Seele;  
Öffentlich freilich pflegt er zu jammern,  
Es fehle an Raum in seinen Schatzkammern.

Doch diese Schatzkammern sind so weit,  
So groß und voller Herrlichkeit;  
Hier überflügelt der Wirklichkeit Pracht  
Die Märchen von Tausend und Eine Nacht.

»Die Burg des Indra« heißt die Halle,  
Wo aufgestellt die Götter alle,  
Bilsäulen von Gold, fein ziselieret,  
Mit Edelsteinen inkrustieret.

Sind an der Zahl wohl dreißig Tausend,  
Figuren abenteuerlich grausend,  
Mischlinge von Menschen- und Tiergeschöpfen,  
Mit vielen Händen und vielen Köpfen.

Im »Purpursaale« sieht man verwundert  
Korallenbäume dreizehnhundert,  
Wie Palmen groß, seltsamer Gestalt,  
Geschnörkelt die Äste, ein roter Wald.

Das Estrich ist vom reinsten Kristalle  
Und widerspiegelt die Bäume alle.  
Fasanen vom buntesten Glanzgefieder  
Gehn gravitatisch dort auf und nieder.

Der Lieblingsaffe des Mahawasant  
Trägt an dem Hals ein seidenes Band,  
Dran hängt der Schlüssel, welcher erschleußt  
Die Halle, die man den Schlafsaal heißt.

Die Edelsteine vom höchsten Wert

## Romanzero

Die liegen wie Erbsen hier auf der Erd  
Hochaufgeschüttet; man findet dabei  
Diamanten so groß wie ein Hühnerei.

Auf grauen, mit Perlen gefüllten Säcken  
Pflegt hier der König sich hinzustrecken;  
Der Affe legt sich zum Monarchen,  
Und beide schlafen ein und schnarchen.

Das Kostbarste aber von allen Schätzen  
Des Königs, sein Glück, sein Seelenergötzen,  
Die Lust und der Stolz von Mahawasant,  
Das ist sein weißer Elefant.

Als Wohnung für diesen erhabenen Gast  
Ließ bauen der König den schönsten Palast;  
Es wird das Dach, mit Goldblech beschlagen,  
Von lotosknäufigen Säulen getragen.

Am Tore stehen dreihundert Trabanten  
Als Ehrenwache des Elefanten,  
Und knieend, mit gekrümmtem Rucken,  
Bedienen ihn hundert schwarze Eunucken.

Man bringt auf einer güldnen Schüssel  
Die leckersten Bissen für seinen Rüssel;  
Er schlürft aus silbernen Eimern den Wein,  
Gewürzt mit den süßesten Spezereien.

Man salbt ihn mit Ambra und Rosenessenzen,  
Man schmückt sein Haupt mit Blumenkränzen;  
Als Fußdecke dienen dem edlen Tier  
Die kostbarsten Schals aus Kaschimir.

Das glücklichste Leben ist ihm beschieden,  
Doch Niemand auf Erden ist zufrieden.  
Das edle Tier, man weiß nicht wie,

Versinkt in tiefe Melancholie.

Der weiße Melancholikus  
Steht traurig mitten im Überfluß.  
Man will ihn ermuntern, man will ihn erheitern,  
Jedoch die klügsten Versuche scheitern.

Vergebens kommen mit Springen und Singen  
Die Bajaderen; vergebens erklingen  
Die Zinken und Pauken der Musikanten,  
Doch nichts erlustigt den Elefanten.

Da täglich sich der Zustand verschlimmert,  
Wird Mahawasantes Herz bekümmert;  
Er läßt vor seines Thrones Stufen  
Den klügsten Astrologen rufen.

»Sterngucker, ich laß dir das Haupt abschlagen«,  
Herrscht er ihn an, »kannst du mir nicht sagen,  
Was meinem Elefanten fehle,  
Warum so verdüstert seine Seele?«

Doch jener wirft sich dreimal zur Erde,  
Und endlich spricht er mit ernster Gebärde:  
»O König, ich will dir die Wahrheit verkünden,  
Du kannst dann handeln nach Gutbefinden.

»Es lebt im Norden ein schönes Weib  
Von hohem Wuchs und weißem Leib,  
Dein Elefant ist herrlich, unleugbar,  
Doch ist er nicht mit ihr vergleichbar.

»Mit ihr verglichen, erscheint er nur  
Ein weißes Mäuschen. Es mahnt die Statur  
An Bimha, die Riesin, im Ramajana,  
Und an der Epheser große Diana.

»Wie sich die Gliedermassen wölben  
Zum schönsten Bau! Es tragen dieselben  
Anmutig und stolz zwei hohe Pilaster  
Von blendend weißem Alabaster.

»Das ist Gott Amors kolossale  
Domkirche, der Liebe Kathedrale;  
Als Lampe brennt im Tabernakel  
Ein Herz, das ohne Falsch und Makel.

»Die Dichter jagen vergebens nach Bildern,  
Um ihre weiße Haut zu schildern;  
Selbst Gautier ist dessen nicht kapabel, –  
O diese Weiße ist implacable!

»Des Himalaya Gipfelschnee  
Erscheint aschgrau in ihrer Näh;  
Die Lilje, die ihre Hand erfaßt,  
Vergilbt durch Eifersucht oder Kontrast.

»Gräfin Bianka ist der Name  
Von dieser großen weißen Dame;  
Sie wohnt zu Paris im Frankenland,  
Und diese liebt der Elefant.

»Durch wunderbare Wahlverwandtschaft,  
Im Traume machte er ihre Bekanntschaft,  
Und träumend in sein Herze stahl  
Sich dieses hohe Ideal.

»Sehnsucht verzehrt ihn seit jener Stund,  
Und er, der vormal so froh und gesund,  
Er ist ein vierfüßiger Werther geworden,  
Und träumt von einer Lotte im Norden.

»Geheimnisvolle Sympathie!

Er sah sie nie und denkt an sie.  
Er trampelt oft im Mondschein umher  
Und seufzet: wenn ich ein Vöglein wär!

»In Siam ist nur der Leib, die Gedanken  
Sind bei Bianka im Lande der Franken;  
Doch diese Trennung von Leib und Seele  
Schwächt sehr den Magen, vertrocknet die Kehle.

»Die leckersten Braten widern ihn an,  
Er liebt nur Dampfnudeln und Ossian,  
Er hüstelt schon, er magert ab,  
Die Sehnsucht schaufelt sein frühes Grab.

»Willst du ihn retten, erhalten sein Leben,  
Der Säugetierwelt ihn wiedergeben,  
O König, so schicke den hohen Kranken  
Direkt nach Paris, der Hauptstadt der Franken.

»Wenn ihn alldort in der Wirklichkeit  
Der Anblick der schönen Frau erfreut,  
Die seiner Träume Urbild gewesen,  
Dann wird er von seinem Trübsinn genesen.

»Wo seiner Schönen Augen strahlen,  
Da schwinden seiner Seele Qualen;  
Ihr Lächeln verscheucht die letzten Schatten,  
Die hier sich eingenistet hatten;

»Und ihre Stimme, wie'n Zauberlied,  
Löst sie den Zwiespalt in seinem Gemüt;  
Froh hebt er wieder die Lappen der Ohren,  
Er fühlt sich verjüngt, wie neugeboren.

»Es lebt sich so lieblich, es lebt sich so süß  
Am Seinestrand, in der Stadt Paris!  
Wie wird sich dorten zivilisieren

Dein Elefant und amüsieren!

»Vor allem aber, o König, lasse  
Ihm reichlich füllen die Reisekasse,  
Und gib ihm einen Kreditbrief mit  
Auf Rothschild frères in der rue Lafitte.

»Ja, einen Kreditbrief von einer Million  
Dukaten etwa; der Herr Baron  
Von Rothschild sagt von ihm alsdann:  
Der Elefant ist ein braver Mann!«

So sprach der Astrolog, und wieder  
Warf er sich dreimal zur Erde nieder.  
Der König entließ ihn mit reichen Geschenken,  
Und streckte sich aus, um nachzudenken.

Er dachte hin, er dachte her;  
Das Denken wird den Königen schwer.  
Sein Affe sich zu ihm niedersetzt,  
Und beide schlafen ein zuletzt.

Was er beschlossen, das kann ich erzählen  
Erst später; die indischen Mall'posten fehlen.  
Die letzte, welche uns zugekommen,  
Die hat den Weg über Suez genommen.

Schelm von Bergen

Im Schloß zu Düsseldorf am Rhein  
wird Mummenschanz gehalten;  
Da flimmern die Kerzen, da rauscht die Musik,  
Da tanzen die bunten Gestalten.

Da tanzt die schöne Herzogin,  
Sie lacht laut auf beständig;  
Ihr Tänzer ist ein schlanker Fant,  
Gar höfisch und behendig.

Er trägt eine Maske von schwarzem Samt,  
Daraus gar freudig blicket  
Ein Auge, wie ein blanker Dolch,  
Halb aus der Scheide gezücket.

Es jubelt die Fastnachtsgeckenschar,  
Wenn jene vorüberwalzen.  
Der Drickes und die Marizzebill  
Grüßen mit Schnarren und Schnalzen.

Und die Trompeten schmettern drein,  
Der närrische Brummbaß brummet,  
Bis endlich der Tanz ein Ende nimmt  
Und die Musik verstummet.

»Durchlachtigste Frau, gebt Urlaub mir,  
Ich muß nach Hause gehen –«  
Die Herzogin lacht: Ich laß dich nicht fort,  
Bevor ich dein Antlitz gesehen.

»Durchlachtigste Frau, gebt Urlaub mir,  
Mein Anblick bringt Schrecken und Grauen –«  
Die Herzogin lacht: Ich fürchte mich nicht,  
Ich will dein Antlitz schauen.

»Durchlachtigste Frau, gebt Urlaub mir,  
Der Nacht und dem Tode gehör ich –«  
Die Herzogin lacht: Ich lasse dich nicht,  
Dein Antlitz zu schauen begehrt ich.

Wohl sträubt sich der Mann mit finstern Wort,

Das Weib nicht zähmen kunnt er;  
Sie riß zuletzt ihm mit Gewalt  
Die Maske vom Antlitz herunter.

Das ist der Scharfrichter von Bergen! so schreit  
Entsetzt die Menge im Saale  
Und weicht scheusam die Herzogin  
Stürzt fort zu ihrem Gemahle.

Der Herzog ist klug, er tilgte die Schmach  
Der Gattin auf der Stelle.  
Er zog sein blankes Schwert und sprach:  
Knie vor mir nieder, Geselle!

Mit diesem Schwertschlag mach ich dich  
Jetzt ehrlich und ritterzünftig,  
Und weil du ein Schelm, so nenne dich  
Herr Schelm von Bergen künftig.

So ward der Henker ein Edelmann  
Und Ahnherr der Schelme von Bergen.  
Ein stolzes Geschlecht! es blühte am Rhein.  
Jetzt schläft es in steinernen Särgen.

### Valkyren

Unten Schlacht. Doch oben schossen  
Durch die Luft auf Wolkenrossen  
Drei Valkyren, und es klang  
Schilderklirrend ihr Gesang:

Fürsten hadern, Völker streiten,  
Jeder will die Macht erbeuten;  
Herrschaft ist das höchste Gut,

Höchste Tugend ist der Mut.

Heisa! vor dem Tod beschützen  
Keine stolzen Eisenmützen,  
Und das Heldenblut zerrinnt  
Und der schlechte Mann gewinnt.

Lorbeerkränze, Siegesbogen!  
Morgen kommt er eingezogen,  
Der den Bessern überwand  
Und gewonnen Leut und Land.

Bürgermeister und Senator  
Holen ein den Triumphator,  
Tragen ihm die Schlüssel vor,  
Und der Zug geht durch das Tor.

Hei! da böllerts von den Wällen,  
Zinken und Trompeten gellen,  
Glockenklang erfüllt die Luft,  
Und der Pöbel Vivat! ruft.

Lächelnd stehen auf Balkonen  
Schöne Frau, und Blumenkronen  
Werfen sie dem Sieger zu.  
Dieser grüßt mit stolzer Ruh.

#### Schlachtfeld bei Hastings

Der Abt von Waltham seufzte tief,  
Als er die Kunde vernommen,  
Daß König Harold elendiglich  
Bei Hastings umgekommen.

Zwei Mönche, Asgod und Ailrik genannt,  
Die schickt' er aus als Boten,  
Sie sollten suchen die Leiche Harolds  
Bei Hastings unter den Toten.

Die Mönche gingen traurig fort  
Und kehrten traurig zurücke:  
»Hochwürdiger Vater, die Welt ist uns gram,  
Wir sind verlassen vom Glücke.

»Gefallen ist der beßre Mann,  
Es siegte der Bankert, der schlechte,  
Gewappnete Diebe verteilen das Land  
Und machen den Freiling zum Knechte.

»Der lausigste Lump aus der Normandie  
Wird Lord auf der Insel der Britten;  
Ich sah einen Schneider aus Bayeux, er kam  
Mit goldnen Sporen geritten.

»Weh dem, der jetzt ein Sachse ist!  
Ihr Sachsenheilige droben  
Im Himmelreich, nehmt euch in Acht,  
Ihr seid der Schmach nicht enthoben.

»Jetzt wissen wir, was bedeutet hat  
Der große Komet, der heuer  
Blutrot am nächtlichen Himmel ritt  
Auf einem Besen von Feuer.

»Bei Hastings in Erfüllung ging  
Des Unsterns böses Zeichen,  
Wir waren auf dem Schlachtfeld dort  
Und suchten unter den Leichen.

»Wir suchten hin, wir suchten her,

Bis alle Hoffnung verschwunden  
Den Leichnam des toten Königs Harold,  
Wir haben ihn nicht gefunden.«

Asgod und Ailrik sprachen also;  
Der Abt rang jammernd die Hände,  
Versank in tiefe Nachdenklichkeit  
Und sprach mit Seufzen am Ende:

»Zu Grendelfield am Bardenstein,  
Just in des Waldes Mitte,  
Da wohnt Edith Schwanenhals  
In einer dürftgen Hütte.

»Man hieß sie Edith Schwanenhals,  
Weil wie der Hals der Schwäne  
Ihr Nacken war; der König Harold,  
Er liebte die junge Schöne.

»Er hat sie geliebt, geküßt und geherzt,  
Und endlich verlassen, vergessen.  
Die Zeit verfließt; wohl sechzehn Jahr  
Verflossen unterdessen.

»Begeht euch, Brüder, zu diesem Weib  
Und laßt sie mit euch gehen  
Zurück nach Hastings, der Blick des Weibs  
Wird dort den König erspähen.

»Nach Waltham–Abtei hierher alsdann  
Sollt ihr die Leiche bringen,  
Damit wir christlich bestatten den Leib  
Und für die Seele singen.«

Um Mitternacht gelangten schon  
Die Boten zur Hütte im Walde:  
»Erwache, Edith Schwanenhals,

Und folge uns alsbalde.

»Der Herzog der Normannen hat  
Den Sieg davongetragen,  
Und auf dem Feld bei Hastings liegt  
Der König Harold erschlagen.

»Kommt mit nach Hastings, wir suchen dort  
Den Leichnam unter den Toten,  
Und bringen ihn nach Waltham–Abtei,  
Wie uns der Abt geboten.«

Kein Wort sprach Edith Schwanenhals,  
Sie schürzte sich geschwinde  
Und folgte den Mönchen; ihr greisendes Haar  
Das flatterte wild im Winde.

Es folgte barfuß das arme Weib  
Durch Sümpfe und Baumgestrüppe.  
Bei Tagesanbruch gewahrten sie schon  
Zu Hastings die kreidige Klippe.

Der Nebel, der das Schlachtfeld bedeckt  
Als wie ein weißes Lailich,  
Zerfloß allmählig; es flatterten auf  
Die Dohlen und krächzten abscheulich.

Viel tausend Leichen lagen dort  
Erbärmlich auf blutiger Erde,  
Nackt ausgeplündert, verstümmelt, zerfleischt,  
Daneben die Äser der Pferde.

Es wadete Edith Schwanenhals  
Im Blute mit nackten Füßen;  
Wie Pfeile aus ihrem stieren Aug  
Die forschenden Blicke schießen.

Sie suchte hin, sie suchte her,  
Oft mußte sie mühsam verscheuchen  
Die fraßbegierige Rabenschar;  
Die Mönche hinter ihr keuchen.

Sie suchte schon den ganzen Tag,  
Es ward schon Abend plötzlich  
Bricht aus der Brust des armen Weibs  
Ein geller Schrei, entsetzlich.

Gefunden hat Edith Schwanenhals  
Des toten Königs Leiche.  
Sie sprach kein Wort, sie weinte nicht,  
Sie küßte das Antlitz, das bleiche.

Sie küßte die Stirne, sie küßte den Mund,  
Sie hielt ihn fest umschlossen;  
Sie küßte auf des Königs Brust  
Die Wunde blutumflossen.

Auf seiner Schulter erblickt sie auch –  
Und sie bedeckt sie mit Küssen –  
Drei kleine Narben, Denkmäler der Lust,  
Die sie einst hinein gebissen.

Die Mönche konnten mittlerweile  
Baumstämme zusammenfugen;  
Das war die Bahre, worauf sie alsdann  
Den toten König trugen.

Sie trugen ihn nach Waltham–Abtei,  
Daß man ihn dort begrübe;  
Es folgte Edith Schwanenhals  
Der Leiche ihrer Liebe.

Sie sang die Totenlitanein

In kindisch frommer Weise;  
Das klang so schauerlich in der Nacht –  
Die Mönche beteten leise. –

Karl I.

Im Wald, in der Köhlerhütte, sitzt  
Trübsinnig allein der König;  
Er sitzt an der Wiege des Köhlerkinds  
Und wiegt und singt eintönig:

Eiapopeia, was raschelt im Stroh?  
Es blöken im Stalle die Schafe –  
Du trägst das Zeichen an der Stirn  
Und lächelst so furchtbar im Schlafe.

Eiapopeia, das Kätzchen ist tot –  
Du trägst auf der Stirne das Zeichen –  
Du wirst ein Mann und schwingst das Beil,  
Schon zittern im Walde die Eichen.

Der alte Köhlerglaube verschwand,  
Es glauben die Köhlerkinder –  
Eiapopeia nicht mehr an Gott,  
Und an den König noch minder.

Das Kätzchen ist tot, die Mäuschen sind froh –  
Wir müssen zu Schanden werden –  
Eiapopeia im Himmel der Gott  
Und ich, der König auf Erden.

Mein Mut erlischt, mein Herz ist krank,  
Und täglich wird es kränker –  
Eiapopeia du Köhlerkind,

Ich weiß es, du bist mein Henker.

Mein Todesgesang ist dein Wiegenlied –  
Eiapoepia die greisen  
Haarlocken schneidest du ab zuvor –  
Im Nacken klirrt mir das Eisen.

Eiapoepia, was raschelt im Stroh?  
Du hast das Reich erworben,  
Und schlägst mir das Haupt vom Rumpf herab –  
Das Kätzchen ist gestorben.

Eiapoepia, was raschelt im Stroh?  
Es blöken im Stalle die Schafe.  
Das Kätzchen ist tot, die Mäuschen sind froh –  
Schlafe, mein Henkerchen, schlafe!

Maria Antoinette

Wie heiter im Tuilerenschloß  
Blinken die Spiegelfenster,  
Und dennoch dort am hellen Tag  
Gehn um die alten Gespenster.

Es spukt im Pavillon de Flor'  
Maria Antoinette;  
Sie hält dort Morgens ihr Lever  
Mit strenger Etikette.

Geputzte Hofdamen. Die meisten stehn,  
Auf Tabourets andre sitzen;  
Die Kleider von Atlas und Goldbrokat,  
Behängt mit Juwelen und Spitzen.

Die Taille ist schmal, der Reifrock bauscht,  
Darunter lauschen die netten  
Hochhackigen Füßchen so klug hervor –  
Ach, wenn sie nur Köpfe hätten!

Sie haben alle keinen Kopf,  
Der Königin selbst manquieret  
Der Kopf, und Ihro Majestät  
Ist deshalb nicht frisieret.

Ja, Sie, die mit turmhohem Toupet  
So stolz sich konnte gebaren,  
Die Tochter Maria Theresias,  
Die Enkelin deutscher Cäsaren,

Sie muß jetzt spuken ohne Frisur  
Und ohne Kopf, im Kreise  
Von unfrisierten Edelfrauen,  
Die kopflos gleicherweise.

Das sind die Folgen der Revolution  
Und ihrer fatalen Doktrine;  
An Allem ist Schuld Jean Jacques Rousseau,  
Voltaire und die Guillotine.

Doch sonderbar! es dünkt mich schier,  
Als hätten die armen Geschöpfe  
Gar nicht bemerkt, wie tot sie sind  
Und daß sie verloren die Köpfe.

Ein leeres Gespreize, ganz wie sonst,  
Ein abgeschmacktes Scherwenzen –  
Possierlich sind und schauerhaft  
Die kopflosen Reverenzen.

Es knixt die erste Dame d'atour

Und bringt ein Hemd von Linnen;  
Die zweite reicht es der Königin,  
Und beide knixen von hinnen.

Die dritte Dam und die vierte Dam  
Knixen und niederkniesen  
Vor Ihrer Majestät, um Ihr  
Die Strümpfe anzuziehen.

Ein Ehrenfräulein kommt und knixt  
Und bringt das Morgenjäckchen;  
Ein andres Fräulein knixt und bringt  
Der Königin Unterröckchen.

Die Oberhofmeisterin steht dabei,  
Sie fächert die Brust, die weiße,  
Und in Ermanglung eines Kopfs  
Lächelt sie mit dem Steiße.

Wohl durch die verhängten Fenster wirft  
Die Sonne neugierige Blicke,  
Doch wie sie gewahrt den alten Spuk,  
Prallt sie erschrocken zurücke.

Pomare

I

Alle Liebesgötter jauchzen  
Mir im Herzen, und Fanfare  
Blasen sie und rufen: Heil!  
Heil der Königin Pomare!

Jene nicht von Otahaiti –  
Missionärisiert ist jene –  
Die ich meine, die ist wild,  
Eine ungezähmte Schöne.

Zweimal in der Woche zeigt sie  
Öffentlich sich ihrem Volke  
In dem Garten Mabill, tanzt  
Dort den Cancan, auch die Polke.

Majestät in jedem Schritte,  
Jede Beugung Huld und Gnade,  
Eine Fürstin jeder Zoll  
Von der Hüfte bis zur Wade –

Also tanzt sie und es blasen  
Liebesgötter die Fanfare  
Mir im Herzen, rufen: Heil!  
Heil der Königin Pomare!

## II

Sie tanzt. Wie sie das Leibchen wiegt!  
Wie jedes Glied sich zierlich biegt!  
Das ist ein Flattern und ein Schwingen,  
Um wahrlich aus der Haut zu springen.

Sie tanzt. Wenn sie sich wirbelnd dreht  
Auf einem Fuß, und stille steht  
Am End mit ausgestreckten Armen,  
Mag Gott sich meiner Vernunft erbarmen!

Sie tanzt. Derselbe Tanz ist das,  
Den einst die Tochter Herodias'  
Getanzt vor dem Judenkönig Herodes.  
Ihr Auge sprüht wie Blitze des Todes.

Sie tanzt mich rasend ich werde toll –  
Sprich, Weib, was ich dir schenken soll?  
Du lächelst? Heda! Trabanten! Läufer!  
Man schlage ab das Haupt dem Täufer!

III

Gestern noch fürs liebe Brot  
Wälzte sie sich tief im Kot,  
Aber heute schon mit Vieren  
Fährt das stolze Weib spazieren.

In die seidnen Kissen drückt  
Sie das Lockenhaupt, und blickt  
Vornehm auf den großen Haufen  
Derer, die zu Fuße laufen.

Wenn ich dich so fahren seh,  
Tut es mir im Herzen weh!  
Ach, es wird dich dieser Wagen  
Nach dem Hospitale tragen,

Wo der grausenhafte Tod  
Endlich endigt deine Not,  
Und der Carabin mit schmierig  
Plumper Hand und lernbegierig

Deinen schönen Leib zerfetzt,  
Anatomisch ihn zersetzt –  
Deine Rosse trifft nicht minder  
Einst zu Montfaucon der Schinder.

IV

Besser hat es sich gewendet,  
Das Geschick, das dich bedroht' –

## Romanzero

Gott sei Dank, du hast geendet,  
Gott sei Dank, und du bist tot.

In der Dachstub deiner armen  
Alten Mutter starbest du,  
Und sie schloß dir mit Erbarmen  
Deine schönen Augen zu.

Kaufte dir ein gutes Lailich,  
Einen Sarg, ein Grab sogar.  
Die Begräbnisfeier freilich  
Etwas kahl und ärmlich war.

Keinen Pfaffen hört' man singen,  
Keine Glocke klagte schwer;  
Hinter deiner Bahre gingen  
Nur dein Hund und dein Friseur.

»Ach, ich habe der Pomare«,  
Seufzte dieser, »oft gekämmt  
Ihr langen schwarzen Haare,  
Wenn sie vor mir saß im Hemd.«

Was den Hund betrifft, so rannt er  
Schon am Kirchhofstor davon,  
Und ein Unterkommen fand er  
Späterhin bei Ros' Pompon,

Ros' Pompon, der Provenzalin,  
Die den Namen Königin  
Dir mißgönnt und als Rivalin  
Dich verklatscht mit niederm Sinn.

Arme Königin des Spottes,  
Mit dem Diadem von Kot,  
Bist gerettet jetzt durch Gottes  
Ewge Güte, du bist tot.

Wie die Mutter, so der Vater  
Hat Barmherzigkeit geübt,  
Und ich glaube, dieses tat er,  
Weil auch du so viel geliebt.

Der Apollgott

I

Das Kloster ist hoch auf Felsen gebaut,  
Der Rhein vorüberrauschet;  
Wohl durch das Gitterfenster schaut  
Die junge Nonne und lauschet.

Da fährt ein Schifflein, märchenhaft  
Vom Abendrot beglänzt;  
Es ist bewimpelt von buntem Taft,  
Von Lorbeern und Blumen bekränzt.

Ein schöner blondgelockter Fant  
Steht in des Schiffes Mitte;  
Sein goldgesticktes Purpurgewand  
Ist von antikem Schnitte.

Zu seinen Füßen liegen da  
Neun marmorschöne Weiber;  
Die hochgeschürzte Tunika  
Umschließt die schlanken Leiber.

Der Goldgelockte lieblich singt  
Und spielt dazu die Leier;  
Ins Herz der armen Nonne dringt

Das Lied und brennt wie Feuer.

Sie schlägt ein Kreuz, und noch einmal  
Schlägt sie ein Kreuz, die Nonne;  
Nicht scheucht das Kreuz die süße Qual,  
Nicht bannt es die bittere Wonne.

II

Ich bin der Gott der Musika,  
Verehrt in allen Landen;  
Mein Tempel hat in Gräcia,  
Auf Mont–Parnaß gestanden.

Auf Mont–Parnaß in Gräcia,  
Da hab ich oft gesessen  
Am holden Quell Kastalia,  
Im Schatten der Zypressen.

Vokalisierend saßen da  
Um mich herum die Töchter,  
Das sang und klang la–la, la–la!  
Geplauder und Gelächter.

Mitunter rief tra–ra, tra–ra!  
Ein Waldhorn aus dem Holze;  
Dort jagte Artemisia,  
Mein Schwesterlein, die Stolze.

Ich weiß es nicht, wie mir geschah:  
Ich brauchte nur zu nippen  
Vom Wasser der Kastalia,  
Da tönten meine Lippen.

Ich sang und wie von selbst beinah  
Die Leier klang, berauschend;

Mir war, als ob ich Daphne sah,  
Aus Lorbeerbüschchen lauschend.

Ich sang und wie Ambrosia  
Wohlrüche sich ergossen,  
Es war von einer Gloria  
Die ganze Welt umflossen.

Wohl tausend Jahr aus Gräcia  
Bin ich verbannt, vertrieben  
Doch ist mein Herz in Gräcia,  
In Gräcia geblieben.

III

In der Tracht der Beguinen,  
In dem Mantel mit der Kappe  
Von der gröbsten schwarzen Sersche,  
Ist vermummt die junge Nonne.

Hastig längs des Rheines Ufern  
Schreitet sie hinab die Landstraß,  
Die nach Holland fährt, und hastig  
Fragt sie jeden, der vorbeikommt:

»Habt ihr nicht gesehn Apollo?  
Einen roten Mantel trägt er,  
Lieblich singt er, spielt die Leier,  
Und er ist mein holder Abgott.«

Keiner will ihr Rede stehen,  
Mancher dreht ihr stumm den Rücken,  
Mancher glotzt sie an und lächelt,  
Mancher seufzet: Armes Kind!

Doch des Wegs herangetrottelt

Kommt ein schlottrig alter Mensch,  
Fingert in der Luft, wie rechnend,  
Näselnd singt er vor sich hin.

Einen schlappen Quersack trägt er,  
Auch ein klein dreieckig Hütchen;  
Und mit schmunzelnd klugen Äuglein  
Hört er an den Spruch der Nonne:

»Habt ihr nicht gesehn Apollo?  
Einen roten Mantel trägt er,  
Lieblich singt er, spielt die Leier,  
Und er ist mein holder Abgott.«

Jener aber gab zur Antwort,  
Während er sein Köpfchen wiegte  
Hin und her, und gar possierlich  
Zupfte an dem spitzen Bärtchen:

Ob ich ihn gesehen habe?  
Ja, ich habe ihn gesehen  
Oft genug zu Amsterdam,  
In der deutschen Synagoge.

Denn er war Vorsänger dorten,  
Und da hieß er Rabbi Faibisch,  
Was auf Hochdeutsch heißt Apollo –  
Doch mein Abgott ist er nicht.

Roter Mantel? Auch den roten  
Mantel kenn ich. Echter Scharlach,  
Kostet acht Florin die Elle,  
Und ist noch nicht ganz bezahlt.

Seinen Vater Moses Jitscher  
Kenn ich gut. Vorhautabschneider  
Ist er bei den Portugiesen.

Er beschnitt auch Souveräne.

Seine Mutter ist Cousine  
Meines Schwagers, und sie handelt  
Auf der Gracht mit sauern Gurken  
Und mit abgelebten Hosen.

Haben kein Pläsier am Sohne.  
Dieser spielt sehr gut die Leier,  
Aber leider noch viel besser  
Spielt er oft Tarock und L'hombre.

Auch ein Freigeist ist er, aß  
Schweinefleisch, verlor sein Amt,  
Und er zog herum im Lande  
Mit geschminkten Komödianten.

In den Buden, auf den Märkten,  
Spielte er den Pickelhering,  
Holofernes, König David,  
Diesen mit dem besten Beifall.

Denn des Königs eigne Lieder  
Sang er in des Königs eigner  
Muttersprache, tremulierend  
In des Nigens alter Weise.

Aus dem Amsterdamer Spielhuis  
Zog er jüngst etwelche Dirnen,  
Und mit diesen Musen zieht er  
Jetzt herum als ein Apollo.

Eine dicke ist darunter,  
Die vorzüglich quiekt und grünzelt;  
Ob dem großen Lorbeerkopfputz  
Nennt man sie die grüne Sau.

Kleines Volk

In einem Pißpott kam er geschwommen,  
Hochzeitlich geputzt, hinab den Rhein.  
Und als er nach Rotterdam gekommen,  
Da sprach er: »Juffräuken, willst du mich frein?

»Ich führe dich, geliebte Schöne,  
Nach meinem Schloß, ins Brautgemach;  
Die Wände sind eitel Hobelspäne,  
Aus Häckerling besteht das Dach.

»Da ist es so puppenniedlich und nette,  
Da lebst du wie eine Königin!  
Die Schale der Walnuß ist unser Bette,  
Von Spinnweb sind die Laken drin.

»Ameiseneier, gebraten in Butter,  
Essen wir täglich, auch Würmchengemüs,  
Und später erb ich von meiner Frau Mutter  
Drei Nonnenfüzchen, die schmecken so süß.

»Ich habe Speck, ich habe Schwarten,  
Ich habe Fingerhüte voll Wein,  
Auch wächst eine Rübe in meinem Garten,  
Du wirst wahrhaftig glücklich sein!«

Das war ein Locken und ein Werben!  
Wohl seufzte die Braut: ach Gott! ach Gott!  
Sie war wehmütig, wie zum Sterben –  
Doch endlich stieg sie hinab in den Pott.

\*

Sind Christenleute oder Mäuse  
Die Helden des Lieds? Ich weiß es nicht mehr.  
Im Beverland hört ich die schnurrige Weise,  
Es sind nun dreißig Jahre her.

Zwei Ritter

Crapülinski und Waschlapski,  
Polen aus der Polackei,  
Fochten für die Freiheit, gegen  
Moskowiter–Tyrannei.

Fochten tapfer und entkamen  
Endlich glücklich nach Paris –  
Leben bleiben, wie das Sterben  
Für das Vaterland, ist süß.

Wie Achilles und Patroklus,  
David und sein Jonathan,  
Liebten sich die beiden Polen,  
Küßten sich: »Kochan! Kochan!«

Keiner je verriet den Andern,  
Blieben Freunde, ehrlich, treu,  
Ob sie gleich zwei edle Polen,  
Polen aus der Polackei.

Wohnten in derselben Stube,  
Schliefen in demselben Bette;  
Eine Laus und eine Seele,  
Kratzten sie sich um die Wette.

Speisten in derselben Kneipe,

Und da keiner wollte leiden,  
Daß der Andre für ihn zahle,  
Zahlte keiner von den Beiden.

Auch dieselbe Henriette  
Wäscht für beide edle Polen;  
Trällernd kommt sie jeden Monat,  
Um die Wäsche abzuholen.

Ja, sie haben wirklich Wäsche,  
Jeder hat der Hemden zwei,  
Ob sie gleich zwei edle Polen,  
Polen aus der Polackei.

Sitzen heute am Kamine,  
Wo die Flammen traulich flackern;  
Draußen Nacht und Schneegestöber  
Und das Rollen von Fiakern.

Eine große Bowle Punsch  
(Es versteht sich, unverzückert,  
Unversäuert, unverwässert)  
Haben sie bereits geschluckert.

Und von Wehmut wird beschlichen  
Ihr Gemüte; ihr Gesicht  
Wird befeuchtet schon von Zähren,  
Und der Crapülinski spricht:

»Hätt ich doch hier in Paris  
Meinen Bärenpelz, den lieben  
Schlafrock und die Katzfell-Nachtmütz,  
Die im Vaterland geblieben!«

Ihm erwiderte Waschlapski:  
»O du bist ein treuer Schlachzitz,  
Denkest immer an der Heimat

Bärenpelz und Katzfell–Nachtmütz.

»Polen ist noch nicht verloren,  
Unsre Weiber, sie gebären,  
Unsre Jungfrau tun dasselbe,  
Werden Helden uns bescheren,

»Helden, wie der Held Sobieski,  
Wie Schelmufski und Uminski,  
Eskrokewitsch, Schubiakski,  
Und der große Eselinski.«

Das goldne Kalb

Doppelflöten, Hörner, Geigen  
Spielen auf zum Götzenreigen,  
Und es tanzen Jakobs Töchter  
Um das goldne Kalb herum –  
Brum brum brum –  
Paukenschläge und Gelächter!

Hochgeschürzt bis zu den Lenden  
Und sich fassend an den Händen,  
Jungfrau edelster Geschlechter  
Kreisen wie ein Wirbelwind  
Um das Rind –  
Paukenschläge und Gelächter!

Aron selbst wird fortgezogen  
Von des Tanzes Wahnsinnwogen,  
Und er selbst, der Glaubenswächter,  
Tanzt im Hohenpriesterrock,  
Wie ein Bock –  
Paukenschläge und Gelächter!

König David

Lächelnd scheidet der Despot,  
Denn er weiß, nach seinem Tod  
Wechselt Willkür nur die Hände,  
Und die Knechtschaft hat kein Ende.

Armes Volk! wie Pferd und Farn  
Bleibt es angeschirrt am Karrn,  
Und der Nacken wird gebrochen,  
Der sich nicht bequemt den Jochen.

Sterbend spricht zu Salomo  
König David: Apropos,  
Daß ich Joab dir empfehle,  
Einen meiner Generäle.

Dieser tapfre General  
Ist seit Jahren mir fatal,  
Doch ich wagte den Verhaßten  
Niemals ernstlich anzutasten.

Du, mein Sohn, bist fromm und klug,  
Gottesfürchtig, stark genug,  
Und es wird dir leicht gelingen,  
Jenen Joab umzubringen.

König Richard

Wohl durch der Wälder einödige Pracht

Jagt ungestüm ein Reiter;  
Er bläst ins Horn, er singt und lacht  
Gar seelenvergnügt und heiter.

Sein Harnisch ist von starkem Erz,  
Noch stärker ist sein Gemüte,  
Das ist Herr Richard Löwenherz,  
Der christlichen Ritterschaft Blüte.

Willkommen in England! rufen ihm zu  
Die Bäume mit grünen Zungen  
Wir freuen uns, o König, daß du  
Österreichischer Haft entsprungen.

Dem König ist wohl in der freien Luft,  
Er fühlt sich wie neugeboren,  
Er denkt an Östreichs Festungsduft –  
Und gibt seinem Pferde die Sporen.

Der Asra

Täglich ging die wunderschöne  
Sultanstochter auf und nieder  
Um die Abendzeit am Springbrunn,  
Wo die weißen Wasser plätschern.

Täglich stand der junge Sklave  
Um die Abendzeit am Springbrunn,  
Wo die weißen Wasser plätschern;  
Täglich ward er bleich und bleicher.

Eines Abends trat die Fürstin  
Auf ihn zu mit raschen Worten:  
Deinen Namen will ich wissen,

Deine Heimat, deine Sippschaft!

Und der Sklave sprach: Ich heiÙe  
Mohamet, ich bin aus Yemmen,  
Und mein Stamm sind jene Asra,  
Welche sterben, wenn sie lieben.

### Himmelsbräute

Wer dem Kloster geht vorbei  
Mitternächtlìch, sieht die Fenster  
Hell erleuchtet. Ihren Umgang  
Halten dorten die Gespenster.

Eine düstre Prozession  
Toter Ursulinerinnen;  
Junge, hübsche Angesichter  
Lauschen aus Kapuz und Linnen.

Tragen Kerzen in der Hand,  
Die unheimlich blutrot schimmern;  
Seltsam widerhallt im Kreuzgang  
Ein Gewisper und ein Wimmern.

Nach der Kirche geht der Zug,  
Und sie setzen dort sich nieder  
Auf des Chores Buchsbaumstühle  
Und beginnen ihre Lieder.

Litaneienfromme Weisen,  
Aber wahnsinnswüste Worte;  
Arme Seelen sind es, welche  
Pochen an des Himmels Pforte.

»Bräute Christi waren wir,  
Doch die Weltlust uns betörte,  
Und da gaben wir dem Cäsar,  
Was dem lieben Gott gehörte.

»Reizend ist die Uniform  
Und des Schnurrbarts Glanz und Glätte;  
Doch verlockend sind am meisten  
Cäsars goldne Epaulette.

»Ach, der Stirne, welche trug  
Eine Dornenkrone weiland,  
Gaben wir ein Hirschgeweihe  
Wir betrogen unsern Heiland.

»Jesus, der die Güte selbst,  
Weinte sanft ob unsrer Fehle,  
Und er sprach: Vermaledeit  
Und verdammt sei eure Seele!

»Grabentstiegnier Spuk der Nacht,  
Müssen büßend wir nunmehr  
Irre gehn in diesen Mauern  
Miserere! Miserere!

»Ach, im Grabe ist es gut,  
Ob es gleich viel besser wäre  
In dem warmen Himmelreiche –  
Miserere! Miserere!«

»Süßer Jesus, o vergib  
Endlich uns die Schuld, die schwere,  
Schließ uns auf den warmen Himmel –  
Miserere! Miserere!«

Also singt die Nonnenschar,

Und ein längst verstorbner Küster  
Spielt die Orgel. Schattenhände  
Stürmen toll durch die Register.

Pfalzgräfin Jutta

Pfalzgräfin Jutta fuhr über den Rhein,  
Im leichten Kahn, bei Mondenschein.  
Die Zofe rudert, die Gräfin spricht:  
»Siehst du die sieben Leichen nicht,  
Die hinter uns kommen  
Einhergeschwommen –  
So traurig schwimmen die Toten!

»Das waren Ritter voll Jugendlust –  
Sie sanken zärtlich an meine Brust  
Und schwuren mir Treue Zur Sicherheit,  
Daß sie nicht brächen ihren Eid,  
Ließ ich sie ergreifen  
Sogleich und ersäufen –  
So traurig schwimmen die Toten!«

Die Zofe rudert, die Gräfin lacht.  
Das hallt so höhnisch durch die Nacht!  
Bis an die Hüfte tauchen hervor  
Die Leichen und strecken die Finger empor,  
Wie schwörend Sie nicken  
Mit gläsernen Blicken –  
So traurig schwimmen die Toten!

Der Mohrenkönig

Ins Exil der Alpuxarren

## Romanzero

Zog der junge Mohrenkönig;  
Schweigsam und das Herz voll Kummer  
Ritt er an des Zuges Spitze.

Hinter ihm auf hohen Zeltern  
Oder auch in güldnen Sänften  
Saßen seines Hauses Frauen;  
Schwarze Mägde trägt das Maultier.

Hundert treue Diener folgen  
Auf arabisch edlen Rappen;  
Stolze Gäule, doch die Reiter  
Hängen schlottrig in den Sätteln.

Keine Zymbel, keine Pauke,  
Kein Gesangeslaut ertönte;  
Nur des Maultiers Silberglöckchen  
Wimmern schmerzlich in der Stille.

Auf der Höhe, wo der Blick  
Ins Duero-Tal hinabschweift,  
Und die Zinnen von Granada  
Sichtbar sind zum letzten Male:

Dorten stieg vom Pferd der König  
Und betrachtete die Stadt,  
Die im Abendlichte glänzte,  
Wie geschmückt mit Gold und Purpur.

Aber, Allah! Welch ein Anblick!  
Statt des vielgeliebten Halbmonds,  
Prangen Spaniens Kreuz und Fahnen  
Auf den Türmen der Alhambra.

Ach, bei diesem Anblick brachen  
Aus des Königs Brust die Seufzer,  
Tränen überströmten plötzlich

Wie ein Sturzbach seine Wangen.

Düster von dem hohen Zelter  
Schauf' herab des Königs Mutter,  
Schauf' auf ihres Sohnes Jammer,  
Und sie schalt ihn stolz und bitter.

»Boabdil el Chico«, sprach sie,  
»Wie ein Weib beweinst du jetzo  
Jene Stadt, die du nicht wußtest  
Zu verteidgen wie ein Mann.«

Als des Königs liebste Kebsin  
Solche harte Rede hörte,  
Stürzte sie aus ihrer Sänfte  
Und umhalste den Gebieter.

»Boabdil el Chico«, sprach sie,  
»Tröste dich, mein Heißgeliebter,  
Aus dem Abgrund deines Elends  
Blüht hervor ein schöner Lorbeer.

»Nicht allein der Triumphator,  
Nicht allein der sieggekrönte  
Günstling jener blinden Göttin,  
Auch der blutige Sohn des Unglücks,

»Auch der heldenmütige Kämpfer,  
Der dem ungeheuren Schicksal  
Unterlag, wird ewig leben  
In der Menschen Angedenken.«

»Berg des letzten Mohrenseufzers«  
Heißt bis auf den heutgen Tag  
Jene Höhe, wo der König  
Sah zum letzten Mal Granada.

Lieulich hat die Zeit erfüllet  
Seiner Liebsten Prophezeiung,  
Und des Mohrenkönigs Name  
Ward verherrlicht und gefeiert.

Nimmer wird sein Ruhm verhallen,  
Ehe nicht die letzte Saite  
Schnarrend losspringt von der letzten  
Andalusischen Gitarre.

Geoffroy Rudèl und Melisande von Tripoli

In dem Schlosse Blay erblickt man  
Die Tapete an den Wänden,  
So die Gräfin Tripolis  
Einst gestickt mit klugen Händen.

Ihre ganze Seele stickte  
Sie hinein, und Liebesträne  
Hat gefeit das seidne Bildwerk,  
Welches darstellt jene Szene:

Wie die Gräfin den Rudèl  
Sterbend sah am Strande liegen,  
Und das Urbild ihrer Sehnsucht  
Gleich erkannt' in seinen Zügen.

Auch Rudèl hat hier zum ersten  
Und zum letzten Mal erblicket  
In der Wirklichkeit die Dame,  
Die ihn oft im Traum entzückt.

Über ihn beugt sich die Gräfin,

## Romanzero

Hält ihn liebevoll umschlungen,  
Küßt den todesbleichen Mund,  
Der so schön ihr Lob gesungen!

Ach! der Kuß des Willkommens wurde  
Auch zugleich der Kuß des Scheidens,  
Und so leerten sie den Kelch  
Höchster Lust und tiefsten Leidens.

In dem Schlosse Blay allnächtlich  
Gibts ein Rauschen, Knistern, Beben,  
Die Figuren der Tapete  
Fangen plötzlich an zu leben.

Troubadour und Dame schütteln  
Die verschlafnen Schattenglieder,  
Treten aus der Wand und wandeln  
Durch die Säle auf und nieder.

Trautes Flüstern, sanftes Tändeln,  
Wehmutsüße Heimlichkeiten,  
Und posthume Galanterie  
Aus des Minnesanges Zeiten:

»Geoffroy! Mein totes Herz  
Wird erwärmt von deiner Stimme,  
In den längst erloschnen Kohlen  
Fühl ich wieder ein Geglümme!«

»Melisande! Glück und Blume!  
Wenn ich dir ins Auge sehe,  
Leb ich auf gestorben ist  
Nur mein Erdenleid und –Wehe.«

»Geoffroy! Wir liebten uns  
Einst im Traume, und jetzunder  
Lieben wir uns gar im Tode

Gott Amour tat dieses Wunder!«

»Melisande! Was ist Traum?  
Was ist Tod? Nur eitel Töne.  
In der Liebe nur ist Wahrheit,  
Und dich lieb ich, ewig Schöne.«

»Geoffroy! Wie traulich ist es  
Hier im stillen Mondscheinsaale,  
Möchte nicht mehr draußen wandeln  
In des Tages Sonnenstrahle.«

»Melisande! teure Närrin,  
Du bist selber Licht und Sonne,  
Wo du wandelst, blüht der Frühling,  
Sprossen Lieb und Maienwonne!«

Also kosen, also wandeln  
Jene zärtlichen Gespenster  
Auf und ab, derweil das Mondlicht  
Lauschet durch die Bogenfenster.

Doch den holden Spuk vertreibend,  
Kommt am End die Morgenröte –  
Jene huschen scheu zurück  
In die Wand, in die Tapete.

Der Dichter Firdusi

I

Goldne Menschen, Silbermenschen!  
Spricht ein Lump von einem Thoman,

Ist die Rede nur von Silber,  
Ist gemeint ein Silberthoman.

Doch im Munde eines Fürsten,  
Eines Schaches, ist ein Thoman  
Gülden stets; ein Schach empfängt  
Und er gibt nur goldne Thoman.

Also denken brave Leute,  
Also dachte auch Firdusi,  
Der Verfasser des berühmten  
Und vergötterten Schach Nameh.

Dieses große Heldenlied  
Schrieb er auf Geheiß des Schaches,  
Der für jeden seiner Verse  
Einen Thoman ihm versprochen.

Siebzehnmal die Rose blühte,  
Siebzehnmal ist sie verwelket,  
Und die Nachtigall besang sie  
Und verstummte siebzehnmal –

Unterdessen saß der Dichter  
An dem Webstuhl des Gedankens,  
Tag und Nacht, und webte emsig  
Seines Liedes Riesenteppich –

Riesenteppich, wo der Dichter  
Wunderbar hineingewebt  
Seiner Heimat Fabelchronik,  
Farsistans uralte Könige,

Lieblingshelden seines Volkes,  
Rittertaten, Aventüren,  
Zauberwesen und Dämonen,  
Keck umrankt von Märchenblumen –

Alles blühend und lebendig,  
Farbenglänzend, glühend, brennend,  
Und wie himmlisch angestrahlt  
Von dem heiligen Lichte Irans,

Von dem göttlich reinen Urlicht,  
Dessen letzter Feuertempel,  
Trotz dem Koran und dem Mufti,  
In des Dichters Herzen flammte.

Als vollendet war das Lied,  
Überschickte seinem Gönner  
Der Poet das Manuskript,  
Zweimalhunderttausend Verse.

In der Badestube war es,  
In der Badestub zu Gasna,  
Wo des Schaches schwarze Boten  
Den Firdusi angetroffen –

Jeder schleppte einen Geldsack,  
Den er zu des Dichters Füßen  
Knieend legte, als den hohen  
Ehrensold für seine Dichtung.

Der Poet riß auf die Säcke  
Hastig, um am lang entbehrten  
Goldesanblick sich zu laben –  
Da gewahrt er mit Bestürzung,

Daß der Inhalt dieser Säcke  
Bleiches Silber, Silberthomans,  
Zweimalhunderttausend etwa –  
Und der Dichter lachte bitter.

Bitter lachend hat er jene  
Summe abgeteilt in drei  
Gleiche Teile, und jedwedem  
Von den beiden schwarzen Boten

Schenkte er als Botenlohn  
Solch ein Drittel, und das dritte  
Gab er einem Badeknechte,  
Der sein Bad besorgt, als Trinkgeld.

Seinen Wanderstab ergriff er  
Jetzo und verließ die Hauptstadt;  
Vor dem Tor hat er den Staub  
Abgefegt von seinen Schuhen.

## II

»Hätt er menschlich ordinär  
Nicht gehalten, was versprochen,  
Hätt er nur sein Wort gebrochen,  
Zürnen wollt ich nimmermehr.

»Aber unverzeihlich ist,  
Daß er mich getäuscht so schnöde  
Durch den Doppelsinn der Rede  
Und des Schweigens größte List.

»Stattlich war er, würdevoll  
Von Gestalt und von Gebärden,  
Wen'ge glichen ihm auf Erden,  
War ein König jeder Zoll.

»Wie die Sonn am Himmelsbogen,  
Feuerblicks, sah er mich an,  
Er, der Wahrheit stolzer Mann –  
Und er hat mich doch belogen.«

III

Schach Mahomet hat gut gespeist,  
Und gut gelaunet ist sein Geist.

Im dämmernden Garten, auf purpurnem Pfühl,  
Am Springbrunnen sitzt er. Das plätschert so kühl!

Die Diener stehen mit Ehrfurchtsmienen;  
Sein Liebling Ansari ist unter ihnen.

Aus Marmorvasen quillt hervor  
Ein üppig brennender Blumenflor.

Gleich Odalisken anmutiglich  
Die schlanken Palmen fächern sich.

Es stehen regungslos die Zypressen,  
Wie himmelträumend, wie weltvergessen.

Doch plötzlich erklingt bei Lautenklang  
Ein sanft geheimnisvoller Gesang.

Der Schach fährt auf, als wie behext –  
Von wem ist dieses Liedes Text?

Ansari, an welchen die Frage gerichtet,  
Gab Antwort: Das hat Firdusi gedichtet.

Firdusi? rief der Fürst betreten –

Wo ist er? Wie geht es dem großen Poeten?

Ansari gab Antwort: In Dürftigkeit  
Und Elend lebt er seit langer Zeit

Zu Thus, des Dichters Vaterstadt,  
Wo er ein kleines Gärtchen hat.

Schach Mahomet schwieg, eine gute Weile,  
Dann sprach er: Ansari, mein Auftrag hat Eile –

Geh nach meinen Ställen und erwähle  
Dort hundert Maultiere und funfzig Kamele.

Die sollst du belasten mit allen Schätzen,  
Die eines Menschen Herz ergötzen,

Mit Herrlichkeiten und Raritäten,  
Kostbaren Kleidern und Hausgeräten

Von Sandelholz, von Elfenbein,  
Mit güldnen und silbernen Schnurrpfeiferein,

Kannen und Kelchen, zierlich gehenkelt,  
Lepardenfellen, groß gesprenkelt,

Mit Teppichen, Schals und reichen Brokaten,  
Die fabriziert in meinen Staaten –

Vergiß nicht, auch hinzuzupacken  
Glänzende Waffen und Schabracken,

Nicht minder Getränke jeder Art  
Und Speisen, die man in Töpfen bewahrt,

Auch Konfitüren und Mandeltorten,  
Und Pfefferkuchen von allen Sorten.

Füge hinzu ein Dutzend Gäule,  
Arabischer Zucht, geschwind wie Pfeile,

Und schwarze Sklaven, gleichfalls ein Dutzend,  
Leiber von Erz, strapazentruzend.

Ansari, mit diesen schönen Sachen  
Sollst du dich gleich auf die Reise machen.

Du sollst sie bringen nebst meinem Gruß  
Dem großen Dichter Firdusi zu Thus.

Ansari erfüllte des Herrschers Befehle,  
Belud die Mäuler und Kamele

Mit Ehrengeschenken, die wohl den Zins  
Gekostet von einer ganzen Provinz.

Nach dreien Tagen verließ er schon  
Die Residenz, und in eigener Person,

Mit einer roten Führerfahne,  
Ritt er voran der Karawane.

Am achten Tage erreichten sie Thus;  
Die Stadt liegt an des Berges Fuß.

Wohl durch das Westtor zog herein  
Die Karawane mit Lärmen und Schrein.

Die Trommel scholl, das Kuhhorn klang,  
Und laut aufjubelt Triumphgesang.

La Illa Il Allah! aus voller Kehle  
Jauchzten die Treiber der Kamele.

Doch durch das Osttor, am andern End  
Von Thus, zog in demselben Moment

Zur Stadt hinaus der Leichenzug,  
Der den toten Firdusi zu Grabe trug.

#### Nächtliche Fahrt

Es wogte das Meer, aus dem dunklen Gewölk  
Der Halbmond lugte scheu;  
Und als wir stiegen in den Kahn,  
Wir waren unsrer drei.

Es plätschert' im Wasser des Ruderschlags  
Verdrossenes Einerlei;  
Weißschäumende Wellen rauschten heran,  
Bespritzten uns alle drei.

Sie stand im Kahn so blaß, so schlank,  
Und unbeweglich dabei,  
Als wär sie ein welsches Marmorbild,  
Dianens Konterfei.

Der Mond verbirgt sich ganz. Es pfeift  
Der Nachtwind kalt vorbei;  
Hoch über unsern Häuptern ertönt  
Plötzlich ein gellender Schrei.

Die weiße, gespenstische Möwe wars,  
Und ob dem bösen Schrei,  
Der schauerlich klang wie Warnungsruf,  
Erschraken wir alle drei.

Bin ich im Fieber? Ist das ein Spuk  
Der nächtlichen Phantasei?  
Äfft mich ein Traum? Es träumet mir  
Grausame Narretei.

Grausame Narretei! Mir träumt,  
Daß ich ein Heiland sei,  
Und daß ich trüge das große Kreuz  
Geduldig und getreu.

Die arme Schönheit ist schwer bedrängt,  
Ich aber mache sie frei  
Von Schmach und Sünde, von Qual und Not,  
Von der Welt Unflätere.

Du arme Schönheit, schaudre nicht  
Wohl ob der bittern Arznei;  
Ich selber kredenze dir den Tod,  
Bricht auch mein Herz entzwei.

O Narretei, grausamer Traum,

## Romanzero

Wahnsinn und Raserei!  
Es gähnt die Nacht, es kreischt das Meer,  
O Gott! o steh mir bei!

O steh mir bei, barmherziger Gott!  
Barmherziger Gott Schaddey!  
Da schollerts hinab ins Meer O Weh –  
Schaddey! Schaddey! Adonay! –

Die Sonne ging auf, wir fuhren ans Land,  
Da blühte und glühte der Mai!  
Und als wir stiegen aus dem Kahn,  
Da waren wir unsrer zwei.

Vitzliputzli

Präludium

Dieses ist Amerika!  
Dieses ist die neue Welt!  
Nicht die heutige, die schon  
Europäisieret abwelkt. –

Dieses ist die neue Welt!  
Wie sie Christoval Kolumbus  
Aus dem Ozean hervorzog.  
Glänzet noch in Flutenfrische,

Träufelt noch von Wasserperlen,  
Die zerstieben, farbensprühend,  
Wenn sie küßt das Licht der Sonne.  
Wie gesund ist diese Welt!

Ist kein Kirchhof der Romantik,  
Ist kein alter Scherbenberg  
Von verschimmelten Symbolen  
Und versteinerten Perucken.

Aus gesundem Boden sprossen  
Auch gesunde Bäume keiner  
Ist blasiert und keiner hat  
In dem Rückgratmark die Schwindsucht.

Auf den Baumesästen schaukeln  
Große Vögel. Ihr Gefieder  
Farbenschillernd. Mit den ernsthaft  
Langen Schnäbeln und mit Augen,

Brillenartig schwarz umrändert,  
Schaun sie auf dich nieder, schweigsam –  
Bis sie plötzlich schrillend aufschrein  
Und wie Kaffeeschwestern schnattern.

Doch ich weiß nicht, was sie sagen,  
Ob ich gleich der Vögel Sprachen  
Kundig bin wie Salomo,  
Welcher tausend Weiber hatte

Und die Vögelsprachen kannte,  
Die modernen nicht allein,  
Sondern auch die toten, alten,  
Ausgestopften Dialekte.

Neuer Boden, neue Blumen!  
Neue Blumen, neue Düfte!  
Unerhörte, wilde Düfte,  
Die mir in die Nase dringen,

Neckend, prickelnd, leidenschaftlich –

Und mein grübelnder Geruchsinn  
Quält sich ab: Wo hab ich denn  
Je dergleichen schon gerochen?

Wars vielleicht auf Regentstreet,  
In den sonnig gelben Armen  
Jener schlanken Javanessin,  
Die beständig Blumen kaute?

Oder wars zu Rotterdam,  
Neben des Erasmi Bildsäul,  
In der weißen Waffelbude  
Mit geheimnisvollem Vorhang?

Während ich die neue Welt  
Solcher Art verduzt betrachte,  
Schein ich selbst ihr einzuflößen  
Noch viel größere Scheu Ein Affe,

Der erschreckt ins Buschwerk forthuscht,  
Schlägt ein Kreuz bei meinem Anblick,  
Angstvoll rufend: »Ein Gespenst!  
Ein Gespenst der alten Welt!«

Affe! fürcht dich nicht, ich bin  
Kein Gespenst, ich bin kein Spuk;  
Leben kocht in meinen Adern,  
Bin des Lebens treuster Sohn.

Doch durch jahrelangen Umgang  
Mit den Toten, nahm ich an  
Der Verstorbenen Manieren  
Und geheime Seltsamkeiten.

Meine schönsten Lebensjahre,  
Die verbracht ich im Kyffhäuser,  
Auch im Venusberg und andern

Katakomben der Romantik.

Fürcht dich nicht vor mir, mein Affe!  
Bin dir hold, denn auf dem haarlos  
Ledern abgeschabten Hintern  
Trägst du Farben, die ich liebe.

Teure Farben! Schwarz–rot–goldgelb!  
Diese Affensteißcouleuren  
Sie erinnern mich mit Wehmut  
An das Banner Barbarossas.

I

Auf dem Haupt trug er den Lorbeer,  
Und an seinen Stiefeln glänzten  
Goldne Sporen dennoch war er  
Nicht ein Held und auch kein Ritter.

Nur ein Räuberhauptmann war er,  
Der ins Buch des Ruhmes einschrieb,  
Mit der eignen frechen Faust,  
Seinen frechen Namen: Cortez.

Unter des Kolumbus Namen  
Schrieb er ihn, ja dicht darunter,  
Und der Schulbub auf der Schulbank  
Lernt auswendig beide Namen –

Nach dem Christoval Kolumbus,  
Nennt er jetzt Fernando Cortez  
Als den zweiten großen Mann  
In dem Pantheon der Neuwelt.

Heldenschicksals letzte Tücke:  
Unser Name wird verkoppelt

Mit dem Namen eines Schächers  
In der Menschen Angedenken.

Wärs nicht besser, ganz verhallen  
Unbekannt, als mit sich schleppen  
Durch die langen Ewigkeiten  
Solche Namenskameradschaft?

Messer Christoval Kolumbus  
War ein Held, und sein Gemüte,  
Das so lauter wie die Sonne,  
War freigebig auch wie diese.

Mancher hat schon viel gegeben,  
Aber jener hat der Welt  
Eine ganze Welt geschenkt,  
Und sie heißt Amerika.

Nicht befreien konnt er uns  
Aus dem öden Erdenkerker,  
Doch er wußt ihn zu erweitern  
Und die Kette zu verlängern.

Dankbar huldigt ihm die Menschheit,  
Die nicht bloß europamüde,  
Sondern Afrikas und Asiens  
Endlich gleichfalls müde worden –

Einer nur, ein einzger Held,  
Gab uns mehr und gab uns Beßres  
Als Kolumbus, das ist jener,  
Der uns einen Gott gegeben.

Sein Herr Vater, der hieß Amram,  
Seine Mutter hieß Jochebeth,  
Und er selber, Moses heißt er,  
Und er ist mein bester Heros.

Doch, mein Pegasus, du weilest  
Viel zu lang bei dem Kolumbus –  
Wisse, unser heutger Flugritt  
Gilt dem geringern Mann, dem Cortez.

Breite aus den bunten Fittig,  
Flügelroß! und trage mich  
Nach der Neuwelt schönem Lande,  
Welches Mexiko geheiß.

Trage mich nach jener Burg,  
Die der König Montezuma  
Gastlich seinen spanschen Gästen  
Angewiesen zur Behausung.

Doch nicht Obdach bloß und Atzung,  
In verschwenderischer Fülle,  
Gab der Fürst den fremden Strolchen –  
Auch Geschenke reich und prächtig,

Kostbarkeiten kluggedrechselt,  
Von massivem Gold, Juwelen,  
Zeugten glänzend von der Huld  
Und der Großmut des Monarchen.

Dieser unzivilisierte,  
Abergläubisch blinde Heide  
Glaubte noch an Treu und Ehre  
Und an Heiligkeit des Gastrechts.

Er willfahrte dem Gesuche,  
Beizuwohnen einem Feste,  
Das in ihrer Burg die Spanier  
Ihm zu Ehren geben wollten –

Und mit seinem Hofgesinde,  
Arglos, huldreich, kam der König  
In das spanische Quartier,  
Wo Fanfaren ihn begrüßten.

Wie das Festspiel war betitelt,  
Weiß ich nicht. Es hieß vielleicht:  
»Spansche Treue!« doch der Autor  
Nannt sich Don Fernando Cortez.

Dieser gab das Stichwort plötzlich  
Ward der König überfallen,  
Und man band ihn und behielt ihn  
In der Burg als eine Geisel.

Aber Montezuma starb,  
Und da war der Damm gebrochen,  
Der die kecken Abenteurer  
Schützte vor dem Zorn des Volkes.

Schrecklich jetzt begann die Brandung –  
Wie ein wild empörtes Meer  
Tosten, rasten immer näher  
Die erzürnten Menschenwellen.

Tapfer schlugen zwar die Spanier  
Jeden Sturm zurück. Doch täglich  
Ward berennt die Burg aufs neue,  
Und ermüdend war das Kampfspiel.

Nach dem Tod des Königs stockte  
Auch der Lebensmittel Zufuhr;  
Kürzer wurden die Rationen,  
Die Gesichter wurden länger.

Und mit langen Angesichtern

Sahn sich an Hispaniens Söhne,  
Und sie seufzten und sie dachten  
An die traute Christenheimat,

An das teure Vaterland,  
Wo die frommen Glocken läuten  
Und am Herde friedlich brodeln  
Eine Ollea–Potrida,

Dick verschmoret mit Garbanzos,  
Unter welchen, schalkhaft duftend,  
Auch wohl kichernd, sich verbergen  
Die geliebten Knoblauchwürstchen.

Einen Kriegsrat hielt der Feldherr,  
Und der Rückzug ward beschlossen;  
In der nächsten Tagesfrühe  
Soll das Heer die Stadt verlassen.

Leicht gelang's hineinzukommen  
Einst durch List dem klugen Cortez,  
Doch die Rückkehr nach dem Festland  
Bot fatale Schwierigkeiten.

Mexiko, die Inselstadt,  
Liegt in einem großen See,  
In der Mitte, flutumrauscht:  
Eine stolze Wasserfestung,

Mit dem Uferland verkehrend  
Nur durch Schiffe, Flöße, Brücken,  
Die auf Riesenpfählen ruhen;  
Kleine Inseln bilden Furten.

Noch bevor die Sonne aufging,  
Setzten sich in Marsch die Spanier;  
Keine Trommel ward gerührt,

Kein Trompeter blies Reveille.

Wollten ihre Wirte nicht  
Aus dem süßen Schläfe wecken –  
(Hunderttausend Indianer  
Lagerten in Mexiko).

Doch der Spanier machte diesmal  
Ohne seinen Wirt die Rechnung;  
Noch frühzeitiger aufgestanden  
Waren heut die Mexikaner.

Auf den Brücken, auf den Flößen,  
Auf den Furten harrten sie,  
Um den Abschiedstrunk alldorten  
Ihren Gästen zu kredenzen.

Auf den Brücken, Flößen, Furten,  
Hei! da gabs ein toll Gelage!  
Rot in Strömen floß das Blut,  
Und die kecken Zecher rangen –

Rangen Leib an Leib gepreßt,  
Und wir sehn auf mancher nackten  
Indianerbrust den Abdruck  
Spanscher Rüstungsarabesken.

Ein Erdrosseln wars, ein Würgen,  
Ein Gemetzel, das sich langsam,  
Schaurig langsam, weiter wälzte,  
Über Brücken, Flöße, Furten.

Die Indianer sangen, brüllten,  
Doch die Spanier fochten schweigend;  
Mußten Schritt für Schritt erobern  
Einen Boden für die Flucht.

In gedrängten Engpaßkämpfen  
Boten gringen Vorteil heute  
Alteuropas strenge Kriegskunst,  
Feuerschlünde, Harnisch, Pferde.

Viele Spanier waren gleichfalls  
Schwer bepackt mit jenem Golde,  
Das sie jüngst erpreßt, erbeutet –  
Ach, die gelbe Sündenlast

Lähmte, hemmte sie im Kampfe,  
Und das teuflische Metall  
Ward nicht bloß der armen Seele,  
Sondern auch dem Leib verderblich.

Mittlerweile ward der See  
Ganz bedeckt von Kähnen, Barken;  
Schützen saßen drin und schossen  
Nach den Brücken, Flößen, Furten.

Trafen freilich im Getümmel  
Viele ihrer eignen Brüder,  
Doch sie trafen auch gar manchen  
Hochvortrefflichen Hidalgo.

Auf der dritten Brücke fiel  
Junker Gaston, der an jenem  
Tag die Fahne trug, worauf  
Konterfeit die heilige Jungfrau.

Dieses Bildnis selber trafen  
Die Geschosse der Indianer;  
Sechs Geschosse blieben stecken  
Just im Herzen blanke Pfeile,

Ähnlich jenen güldnen Schwertern,

Die der Mater dolorosa  
Schmerzenreiche Brust durchbohren  
Bei Karfreitagsprozessionen.

Sterbend übergab Don Gaston  
Seine Fahne dem Gonzalvo,  
Der zu Tod getroffen gleichfalls  
Bald dahinsank. Jetzt ergriff

Cortez selbst das teure Banner,  
Er, der Feldherr, und er trug es  
Hoch zu Roß bis gegen Abend,  
Wo die Schlacht ein Ende nahm.

Hundertsechzig Spanier fanden  
Ihren Tod an jenem Tage;  
Über achtzig fielen lebend  
In die Hände der Indianer.

Schwer verwundet wurden viele,  
Die erst später unterlagen.  
Schier ein Dutzend Pferde wurde  
Teils getötet, teils erbeutet.

Gegen Abend erst erreichten  
Cortez und sein Heer das sichere  
Uferland, ein Seegestade,  
Karg bepflanzt mit Trauerweiden.

## II

Nach des Kampfes Schreckenstag  
Kommt die Spuknacht des Triumphes;  
Hunderttausend Freudenlampen  
Lodern auf in Mexiko.

Hunderttausend Freudenlampen,  
Waldharzfackeln, Pechkranzfeuer  
Werfen grell ihr Tageslicht  
Auf Paläste, Götterhallen,

Gildenhäuser und zumal  
Auf den Tempel Vitzliputzli,  
Götzenburg von rotem Backstein,  
Seltsam mahnend an ägyptisch,

Babylonisch und assyrisch  
Kolossalen Bauwerk-Monstren,  
Die wir schauen auf den Bildern  
Unsers Britten Henri Martin.

Ja, das sind dieselben breiten  
Rampentreppen, also breit,  
Daß dort auf und nieder wallen  
Viele tausend Mexikaner,

Während auf den Stufen lagern  
Rottenweis die wilden Krieger,  
Welche lustig bankettieren,  
Hochberauscht von Sieg und Palmwein.

Diese Rampentreppen leiten,  
Wie ein Zickzack, nach der Plattform,  
Einem balustradenartgen  
Ungeheuern Tempeldach.

Dort auf seinem Thronaltar  
Sitzt der große Vitzliputzli,  
Mexikos blutdürstger Kriegsgott.  
Ist ein böses Ungestüm,

Doch sein Äußres ist so putzig,

## Romanzero

So verschnörkelt und so kindisch,  
Daß er trotz des innern Grausens  
Dennoch unsre Lachlust kitzelt –

Und bei seinem Anblick denken  
Wir zu gleicher Zeit etwa  
An den blassen Tod von Basel  
Und an Brüssels Mannke–Piß.

An des Gottes Seite stehen  
Rechts die Laien, links die Pfaffen;  
Im Ornat von bunten Federn  
Spreizt sich heut die Klerisei.

Auf des Altars Marmorstufen  
Hockt ein hundertjährig Männlein,  
Ohne Haar an Kinn und Schädel;  
Trägt ein scharlach Kamisölchen.

Dieses ist der Opferpriester,  
Und er wetzet seine Messer,  
Wetzt sie lächelnd, und er schielet  
Manchmal nach dem Gott hinauf.

Vitzliputzli scheint den Blick  
Seines Dieners zu verstehen,  
Zwinkert mit den Augenwimpern  
Und bewegt sogar die Lippen.

Auf des Altars Stufen kauern  
Auch die Tempelmusici,  
Paukenschläger, Kuhhornbläser –  
Ein Gerassel und Getute –

Ein Gerassel und Getute,  
Und es stimmt ein des Chores  
Mexikanisches Tedeum –

Ein Miaulen wie von Katzen –

Ein Miaulen wie von Katzen,  
Doch von jener großen Sorte,  
Welche Tigerkatzen heißen  
Und statt Mäuse Menschen fressen!

Wenn der Nachtwind diese Töne  
Hinwirft nach dem Seegestade,  
Wird den Spaniern, die dort lagern,  
Katzenjämmerlich zu Mute.

Traurig unter Trauerweiden,  
Stehen diese dort noch immer  
Und sie starren nach der Stadt,  
Die im dunkeln Seegewässer

Widerspiegelt, schier verhöhnd,  
Alle Flammen ihrer Freude –  
Stehen dort wie im Parterre  
Eines großen Schauspielhauses,

Und des Vitzliputzli–Tempels  
Helle Plattform ist die Bühne,  
Wo zur Siegesfeier jetzt  
Ein Mysterium tragiert wird.

»Menschenopfer« heißt das Stück.  
Uralt ist der Stoff, die Fabel;  
In der christlichen Behandlung  
Ist das Schauspiel nicht so gräßlich.

Denn dem Blute wurde Rotwein,  
Und dem Leichnam, welcher vorkam,  
Wurde eine harmlos dünne  
Mehlbreispeis transsubstituiert –

Diesmal aber, bei den Wilden,  
War der Spaß sehr roh und ernsthaft  
Aufgefaßt: man speiste Fleisch,  
Und das Blut war Menschenblut.

Diesmal war es gar das Vollblut  
Von Altchristen, das sich nie,  
Nie vermischt hat mit dem Blute  
Der Moresken und der Juden.

Freu dich, Vitzliputzli, freu dich,  
Heute gibt es Spanierblut,  
Und am warmen Dufte wirst du  
Gierig laben deine Nase.

Heute werden dir geschlachtet  
Achtzig Spanier, stolze Braten  
Für die Tafel deiner Priester,  
Die sich an dem Fleisch erquicken.

Denn der Priester ist ein Mensch,  
Und der Mensch, der arme Fresser,  
Kann nicht bloß vom Riechen leben  
Und vom Dufte, wie die Götter.

Horch! die Todespauke dröhnt schon,  
Und es kreischt das böse Kuhhorn!  
Sie verkünden, daß heraufsteigt  
Jetzt der Zug der Sterbemänner.

Achtzig Spanier, schmäählich nackend,  
Ihre Hände auf dem Rücken  
Festgebunden, schleppt und schleift man  
Hoch hinauf die Tempeltreppe.

Vor dem Vitzliputzli-Bilde

## Romanzero

Zwingt man sie das Knie zu beugen  
Und zu tanzen Possentänze,  
Und man zwingt sie durch Torturen,

Die so grausam und entsetzlich,  
Daß der Angstschrei der Gequälten  
Überheulet das gesamte  
Kannibalen-Charivari. –

Armes Publikum am See!  
Cortez und die Kriegsgefährten  
Sie vernahmen und erkannten  
Ihrer Freunde Angstrufstimmen –

Auf der Bühne, grellbeleuchtet,  
Sahen sie auch ganz genau  
Die Gestalten und die Mienen –  
Sahn das Messer, sahn das Blut –

Und sie nahmen ab die Helme  
Von den Häuptern, knieten nieder,  
Stimmten an den Psalm der Toten,  
Und sie sangen: De profundis!

Unter jenen, welche starben,  
War auch Raimond de Mendoza,  
Sohn der schönen Abbatissin,  
Cortez' erste Jugendliebe.

Als er auf der Brust des Jünglings  
Jenes Medaillon gewährte,  
Das der Mutter Bildnis einschloß,  
Weinte Cortez helle Tränen –

Doch er wischt' sie ab vom Auge  
Mit dem harten Büffelhandschuh,  
Seufzte tief und sang im Chore

Mit den Andern: miserere!

III

Blasser schimmern schon die Sterne,  
Und die Morgennebel steigen  
Aus der Seeflut, wie Gespenster,  
Mit hinschleppend weißen Laken.

Fest und Lichter sind erloschen  
Auf dem Dach des Götzentempels,  
Wo am blutgetränkten Estrich  
Schnarchend liegen Pfaff und Laie.

Nur die rote Jacke wacht.  
Bei dem Schein der letzten Lampe,  
Süßlich grinsend, grimmig schäkernd,  
Spricht der Priester zu dem Gotte:

»Vitzliputzli, Putzlivitzli,  
Liebstes Göttchen Vitzliputzli!  
Hast dich heute amüsieret,  
Hast gerochen Wohlgerüche!

»Heute gab es Spanierblut –  
O, das dampfte so appetitlich,  
Und dein feines Leckernäschen  
Sog den Duft ein, wollustglänzend.

»Morgen opfern wir die Pferde,  
Wiehernd edle Ungetüme,  
Die des Windes Geister zeugten,  
Buhlschaft treibend mit der Seekuh.

»Willst du artig sein, so schlacht ich  
Dir auch meine beiden Enkel,

Hübsche Bübchen, süßes Blut,  
Meines Alters einzge Freude.

»Aber artig mußst du sein,  
Mußt uns neue Siege schenken –  
Laß uns siegen, liebes Göttchen,  
Putzlivitzli, Vitzliputzli!

»O verderbe unsre Feinde,  
Diese Fremden, die aus fernen  
Und noch unentdeckten Ländern  
Zu uns kamen übers Weltmeer –

»Warum ließen sie die Heimat?  
Trieb sie Hunger oder Blutschuld?  
Bleib im Land und nähr dich redlich,  
Ist ein sinnig altes Sprüchwort.

»Was ist ihr Begehrt? Sie stecken  
Unser Gold in ihre Taschen,  
Und sie wollen, daß wir droben  
Einst im Himmel glücklich werden!

»Anfangs glaubten wir, sie wären  
Wesen von der höchsten Gattung,  
Sonnensöhne, die unsterblich  
Und bewehrt mit Blitz und Donner.

»Aber Menschen sind sie, tötbar  
Wie wir Andre, und mein Messer  
Hat erprobt heute Nacht  
Ihre Menschensterblichkeit.

»Menschen sind sie und nicht schöner  
Als wir Andre, manche drunter  
Sind so häßlich wie die Affen;  
Wie bei diesen sind behaart

»Die Gesichter, und es heißt,  
Manche trügen in den Hosen  
Auch verborgne Affenschwänze –  
Wer kein Aff, braucht keine Hosen.

»Auch moralisch häßlich sind sie,  
Wissen nichts von Pietät,  
Und es heißt, daß sie sogar  
Ihre eignen Götter fräßen!

»O vertilge diese ruchlos  
Böse Brut, die Götterfresser –  
Vitzliputzli, Putzlivitzli,  
Laß uns siegen, Vitzliputzli!« –

Also sprach zum Gott der Priester,  
Und des Gottes Antwort tönt  
Seufzend, röchelnd, wie der Nachtwind,  
Welcher koset mit dem Seeschilf:

Rotjack, Rotjack, blutger Schlächter,  
Hast geschlachtet viele Tausend,  
Bohre jetzt das Opferrmesser  
In den eignen alten Leib.

Aus dem aufgeschlitzten Leib  
Schlüpft alsdann hervor die Seele;  
Über Kiesel, über Wurzel  
Trippelt sie zum Laubfroschteiche.

Dorten hocket meine Muhme  
Rattenkönigin sie wird sagen:  
»Guten Morgen, nackte Seele,  
Wie ergeht es meinem Neffen?

»Vitzliputzlelt er vergnügt  
In dem honigsüßen Goldlicht?  
Wedelt ihm das Glück die Fliegen  
Und die Sorgen von der Stirne?

»Oder kratzt ihn Katzlagara,  
Die verhaßte Unheilsgöttin  
Mit den schwarzen Eisenpfoten,  
Die in Otterngift getränkt?«

Nackte Seele, gib zur Antwort:  
Vitzliputzli läßt dich grüßen,  
Und er wünscht dir Pestilenz  
In den Bauch, Vermaledeite!

Denn du rietest ihm zum Kriege,  
Und dein Rat, es war ein Abgrund –  
In Erfüllung geht die böse,  
Uralt böse Prophezeiung

Von des Reiches Untergang  
Durch die furchtbar bärtigen Männer,  
Die auf hölzernem Gevögel  
Hergeflogen aus dem Osten.

Auch ein altes Sprichwort gibt es:  
Weiberwille, Gotteswille –  
Doppelt ist der Gotteswille,  
Wenn das Weib die Mutter Gottes.

Diese ist es, die mir zürnet,  
Sie, die stolze Himmelsfürstin,  
Eine Jungfrau sonder Makel,  
Zauberkundig, wundertätig.

Sie beschützt das Spaniervolk,

Und wir müssen untergehen,  
Ich, der ärmste aller Götter,  
Und mein armes Mexiko.

Nach vollbrachtem Auftrag, Rotjack,  
Krieche deine nackte Seele  
In ein Sandloch Schlafe wohl!  
Daß du nicht mein Unglück schauest!

Dieser Tempel stürzt zusammen,  
Und ich selber, ich versinke  
In dem Qualm nur Rauch und Trümmer –  
Keiner wird mich wiedersehen.

Doch ich sterbe nicht; wir Götter  
Werden alt wie Papageien,  
Und wir mausern nur und wechseln  
Auch wie diese das Gefieder.

Nach der Heimat meiner Feinde,  
Die Europa ist geheißt,  
Will ich flüchten, dort beginn ich  
Eine neue Karriere.

Ich verteufle mich, der Gott  
Wird jetzt und ein Gottseibeius;  
Als der Feinde böser Feind,  
Kann ich dorten wirken, schaffen.

Quälen will ich dort die Feinde,  
Mit Phantomen sie erschrecken –  
Vorgeschmack der Hölle, Schwefel  
Sollen sie beständig riechen.

Ihre Weisen, ihre Narren  
Will ich ködern und verlocken;  
Ihre Tugend will ich kitzeln,

Bis sie lacht wie eine Metze.

Ja, ein Teufel will ich werden,  
Und als Kameraden grüß ich  
Satanas und Belial,  
Astaroth und Belzebub.

Dich zumal begrüß ich, Lilis,  
Sündenmutter, glatte Schlange!  
Lehr mich deine Grausamkeiten  
Und die schöne Kunst der Lüge!

Mein geliebtes Mexiko,  
Nimmermehr kann ich es retten,  
Aber rächen will ich furchtbar  
Mein geliebtes Mexiko.

## Zweites Buch

### Lamentationen

Das Glück ist eine leichte Dirne,  
Und weilt nicht gern am selben Ort;  
Sie streicht das Haar dir von der Stirne  
Und küßt dich rasch und flattert fort.

Frau Unglück hat im Gegenteile  
Dich liebefest ans Herz gedrückt;  
Sie sagt, sie habe keine Eile,  
Setzt sich zu dir ans Bett und strickt.

### Waldeinsamkeit

Ich hab in meinen Jugendtagen  
Wohl auf dem Haupt einen Kranz getragen;  
Die Blumen glänzten wunderbar,  
Ein Zauber in dem Kranze war.

Der schöne Kranz gefiel wohl Allen,  
Doch der ihn trug hat Manchem mißfallen;  
Ich floh den gelben Menschenneid,  
Ich floh in die grüne Waldeinsamkeit.

Im Wald, im Wald! da konnt ich führen  
Ein freies Leben mit Geistern und Tieren;  
Feen und Hochwild von stolzem Geweih,  
Sie nahten sich mir ganz ohne Scheu.

Sie nahten sich mir ganz ohne Zagnis,  
Sie wußten, das sei kein schreckliches Wagnis;  
Daß ich kein Jäger, wußte das Reh,  
Daß ich kein Vernunftmensch, wußte die Fee.

Von Feenbegünstigung plaudern nur Toren –  
Doch wie die übrigen Honoratioren  
Des Waldes mir huldreich gewesen, fürwahr  
Ich darf es bekennen offenbar.

Wie haben mich lieblich die Elfen umflattert!  
Ein luftiges Völkchen! das plaudert und schnattert!  
Ein bißchen stechend ist der Blick,  
Verheißend ein süßes, doch tödliches Glück.

Ergötzten mich mit Maitanz und Maispiel,  
Erzählten mir Hofgeschichten, zum Beispiel:  
Die skandalöse Chronika  
Der Königin Titania.

Saß ich am Bache, so tauchten und sprangen  
Hervor aus der Flut, mit ihrem langen  
Silberschleier und flatterndem Haar,  
Die Wasserbacchanten, die Nixenschar.

Sie schlugen die Zither, sie spielten auf Geigen,  
Das war der famose Nixenreigen;  
Die Posituren, die Melodei,  
War klingende, springende Raserei.

Jedoch zu Zeiten waren sie minder  
Tobsüchtig gelaunt, die schönen Kinder;  
Zu meinen Füßen lagerten sie,  
Das Köpfchen gestützt auf meinem Knie.

Trällerten, trillerten welsche Romanzen,  
Zum Beispiel das Lied von den drei Pomeranzen,  
Sangen auch wohl ein Lobgedicht  
Auf mich und mein nobeles Menschengesicht.

Sie unterbrachen manchmal das Gesinge  
Lautlachend, und frugen bedenkliche Dinge,  
Zum Beispiel: »Sag uns, zu welchem Behuf  
Der liebe Gott den Menschen schuf?

»Hat eine unsterbliche Seele ein Jeder

Von euch? Ist diese Seele von Leder  
Oder von steifer Leinwand? Warum  
Sind eure Leute meistens so dumm?«

Was ich zur Antwort gab, verhehle  
Ich hier, doch meine unsterbliche Seele,  
Glaubt mirs, ward nie davon verletzt,  
Was eine kleine Nixe geschwätzt.

Anmutig und schalkhaft sind Nixen und Elfen;  
Nicht so die Erdgeister, sie dienen und helfen  
Treuherzig den Menschen. Ich liebte zumeist  
Die, welche man Wichtelmännchen heißt.

Sie tragen Rotmäntelchen, lang und bauschig,  
Die Miene ist ehrlich, doch bang und lauschig;  
Ich ließ nicht merken, daß ich entdeckt,  
Warum sie so ängstlich die Füße versteckt.

Sie haben nämlich Entenfüße  
Und bilden sich ein, daß Niemand es wisse.  
Das ist eine tiefgeheime Wund,  
Worüber ich nimmermehr spötteln kunnt.

Ach Himmel! wir Alle, gleich jenen Zwergen,  
Wir haben ja Alle etwas zu verbergen;  
Kein Christenmensch, wännen wir, hätte entdeckt,  
Wo unser Entenfüßchen steckt.

Niemals verkehrt ich mit Salamandern,  
Und über ihr Treiben erfuhr ich von andern  
Waldgeistern sehr wenig. Sie huschten mir scheu  
Des Nachts wie leuchtende Schatten vorbei.

Sind spindeldürre, von Kindeslänge,  
Höschen und Wämschen anliegend enge,  
Von Scharlachfarbe, goldgestickt;

Das Antlitz kränklich, vergilbt und bedrückt.

Ein güldnes Krönlein, gespickt mit Rubinen,  
Trägt auf dem Köpfchen ein jeder von ihnen;  
Ein jeder von ihnen bildet sich ein,  
Ein absoluter König zu sein.

Daß sie im Feuer nicht verbrennen,  
Ist freilich ein Kunststück, ich will es bekennen;  
Jedoch der unentzündbare Wicht,  
Ein wahrer Feuergeist ist er nicht.

Die klügsten Waldgeister sind die Alräunchen,  
Langbärtige Männlein mit kurzen Beinchen,  
Ein fingerlanges Greisengeschlecht;  
Woher sie stammen, man weiß es nicht recht.

Wenn sie im Mondschein kopfüber purzeln,  
Das mahnt bedenklich an Pissewurzeln;  
Doch da sie mir nur Gutes getan,  
So geht mich nichts ihr Ursprung an.

Sie lehrten mir kleine Hexereien,  
Feuer besprechen, Vögel beschreien,  
Auch pflücken in der Johannisnacht  
Das Kräutlein, das unsichtbar macht.

Sie lehrten mich Sterne und Zeichen deuten,  
Sattellos auf dem Winde reiten,  
Auch Runensprüche, womit man ruft  
Die Toten hervor aus ihrer Gruft.

Sie haben mir auch den Pfiff gelehrt,  
Wie man den Vogel Specht betört  
Und ihm die Springwurz abgewinnt,  
Die anzeigt, wo Schätze verborgen sind.

Die Worte, die man beim Schätzegraben  
Himmurmelt, lehrten sie mich, sie haben  
Mir alles expliziert umsonst!  
Hab nie begriffen die Schatzgräberkunst.

Wohl hatt ich derselben nicht nötig dermalen,  
Ich brauchte wenig, und konnt es bezahlen,  
Besäß auch in Spanien manch luftiges Schloß,  
Wovon ich die Revenüen genoß.

O, schöne Zeit! wo voller Geigen  
Der Himmel hing, wo Elfenreigen  
Und Nixentanz und Koboldscherz  
Umgaukelt mein märchentrunkenes Herz!

O, schöne Zeit! wo sich zu grünen  
Triumphespforten zu wölben schienen  
Die Bäume des Waldes ich ging einher,  
Bekränzt, als ob ich der Sieger wär!

Die schöne Zeit, sie ist verschlendert,  
Und Alles hat sich seitdem verändert,  
Und ach! mir ist der Kranz geraubt,  
Den ich getragen auf meinem Haupt.

Der Kranz ist mir vom Haupt genommen,  
Ich weiß es nicht, wie es gekommen;  
Doch seit der schöne Kranz mir fehlt,  
Ist meine Seele wie entseelt.

Es glotzen mich an unheimlich blöde  
Die Larven der Welt! Der Himmel ist öde,  
Ein blauer Kirchhof, entgöttert und stumm.  
Ich gehe gebückt im Wald herum.

Im Walde sind die Elfen verschwunden,

Jagdhörner hör ich, Gekläffe von Hunden;  
Im Dickicht ist das Reh versteckt,  
Das tränend seine Wunden leckt.

Wo sind die Alräunchen? Ich glaube, sie halten  
Sich ängstlich verborgen in Felsenspalten.  
Ihr kleinen Freunde, ich komme zurück,  
Doch ohne Kranz und ohne Glück.

Wo ist die Fee mit dem langen Goldhaar,  
Die erste Schönheit, die mir hold war?  
Der Eichenbaum, worin sie gehaust,  
Steht traurig entlaubt, vom Winde zerzaust.

Der Bach rauscht trostlos gleich dem Styxe;  
Am einsamen Ufer sitzt eine Nixe,  
Todblaß und stumm, wie 'n Bild von Stein,  
Scheint tief in Kummer versunken zu sein.

Mitleidig tret ich zu ihr heran –  
Da fährt sie auf und schaut mich an,  
Und sie entflieht mit entsetzten Mienen,  
Als sei ihr ein Gespenst erschienen.

### Spanische Atriden

Am Hubertustag des Jahres  
Dreizehnhundert drei und achtzig  
Gab der König uns ein Gastmahl  
Zu Segovia im Schlosse.

Hofgastmähler sind dieselben  
Überall, es gähnt dieselbe  
Souveräne Langeweile

An der Tafel aller Fürsten.

Prunkgeschirr von Gold und Silber,  
Leckerbissen aller Zonen,  
Und derselbe Bleigeschmack,  
Mahnend an Lokustes Küche.

Auch derselbe seidne Pöbel,  
Buntgeputzt und vornehm nickend,  
Wie ein Beet von Tulipanen;  
Nur die Saucen sind verschieden.

Und das ist ein Wispern, Sumsen,  
Das wie Mohn den Sinn einschläfert,  
Bis Trompetenstöße wecken  
Aus der kauenden Betäubnis.

Neben mir, zum Glücke, saß  
Don Diego Albuquerque,  
Dem die Rede unterhaltsam  
Von den klugen Lippen floß.

Ganz vorzüglich gut erzählte  
Er die blutgen Hofgeschichten  
Aus den Tagen des Don Pedro,  
Den man »König Grausam« nannte.

Als ich frug, warum Don Pedro  
Seinen Bruder Don Fredrego  
Insgeheim enthaupten ließ,  
Sprach mein Tischgenosse seufzend:

Sennor! glaubt nicht was sie klimpern  
Auf den schlottrigen Gitarren,  
Bänkelsänger, Maultiertreiber,  
In Posaden, Kneipen, Schenken.

Glaubet nimmer, was sie faseln  
Von der Liebe Don Fredregos  
Und Don Pedros schöner Gattin,  
Donna Blanka von Bourbon.

Nicht der Eifersucht des Gatten,  
Nur der Mißgunst eines Neidharts  
Fiel als Opfer Don Fredrego,  
Calatras Ordensmeister.

Das Verbrechen, das Don Pedro  
Nicht verzieh, das war sein Ruhm,  
Jener Ruhm, den Donna Fama  
Mit Entzücken ausposaunte.

Auch verzieh ihm nicht Don Pedro  
Seiner Seele Hochgefühle  
Und die Wohlgestalt des Leibes,  
Die ein Abbild solcher Seele.

Blühend blieb mir im Gedächtnis  
Diese schlanke Heldenblume;  
Nie vergeß ich dieses schöne  
Träumerische Jünglingsantlitz.

Das war eben jene Sorte,  
Die geliebt wird von den Feen,  
Und ein märchenhaft Geheimnis  
Sprach aus allen diesen Zügen.

Blaue Augen, deren Schmelz  
Blendend wie ein Edelstein, –  
Aber auch der stieren Härte  
Eines Edelsteins teilhaftig.

Seine Haare waren schwarz,

Bläulichschwarz, von seltnem Glanze,  
Und in üppig schönen Locken  
Auf die Schulter niederfallend.

In der schönen Stadt Coimbra,  
Die er abgewann den Mohren,  
Sah ich ihn zum letzten Male  
Lebend unglückselger Prinz!

Eben kam er vom Alkanzor,  
Durch die engen Straßen reitend;  
Manche junge Mohrin lauschte  
Hinterm Gitter ihres Fensters.

Seines Hauptes Helmbusch wehte  
Frei galant, jedoch des Mantels  
Strenges Calatrava-Kreuz  
Scheuchte jeden Buhlgedanken.

Ihm zur Seite, freudewedelnd,  
Sprang sein Liebling, Allan hieß er,  
Eine Bestie stolzer Rasse,  
Deren Heimat die Sierra.

Trotz der ungeheuern Größe  
War er wie ein Reh gelenkig,  
Nobel war des Kopfes Bildung,  
Ob sie gleich dem Fuchse ähnlich.

Schneeweiß und so weich wie Seide  
Flockten lang herab die Haare;  
Mit Rubinen inkrustieret  
War das breite goldne Halsband.

Dieses Halsband, sagt man, barg  
Einen Talisman der Treue;  
Niemals wich er von der Seite

Seines Herrn, der treue Hund.

O der schauerlichen Treue!  
Mir erbebet das Gemüte,  
Denk ich dran, wie sie sich hier  
Offenbart vor unsern Augen.

O des schreckenvollen Tages!  
Hier in diesem Saale war es,  
Und wie heute saß ich hier  
An der königlichen Tafel.

An dem obern Tafelende,  
Dort, wo heute Don Henrico  
Fröhlich bechert mit der Blume  
Kastilianscher Ritterschaft –

Jenes Tags saß dort Don Pedro  
Finster stumm, und neben ihm,  
Strahlend stolz wie eine Göttin,  
Saß Maria de Padilla.

Hier am untern End der Tafel,  
Wo wir heut die Dame sehen,  
Deren große Linnenkrause  
Wie ein weißer Teller aussieht –

Während ihr vergilbt Gesichtchen  
Mit dem säuerlichen Lächeln  
Der Zitrone gleichet, welche  
Auf besagtem Teller ruht:

Hier am untern End der Tafel  
War ein leerer Platz geblieben;  
Eines Gasts von hohem Range  
Schien der goldne Stuhl zu harren.

Don Fredrego war der Gast,  
Dem der goldne Stuhl bestimmt war –  
Doch er kam nicht –ach, wir wissen  
Jetzt den Grund der Zögerung.

Ach, zur selben Stunde wurde  
Sie vollbracht, die dunkle Untat,  
Und der arglos junge Held  
Wurde von Don Pedros Schergen

Hinterlistig überfallen  
Und gebunden fortgeschleppt  
In ein ödes Schloßgewölbe,  
Nur von Fackelschein beleuchtet.

Dorten standen Henkersknechte,  
Dorten stand der rote Meister,  
Der, gestützt auf seinem Richtbeil,  
Mit schwermütger Miene sprach:

Jetzt, Großmeister von San Jago,  
Müßt Ihr Euch zum Tod bereiten,  
Eine Viertelstunde sei  
Euch bewilligt zum Gebete.

Don Fredrego kniete nieder,  
Betete mit frommer Ruhe,  
Sprach sodann: ich hab vollendet,  
Und empfing den Todesstreich.

In demselben Augenblicke,  
Als der Kopf zu Boden rollte,  
Sprang drauf zu der treue Allan,  
Welcher unbemerkt gefolgt war.

Er erfaßte, mit den Zähnen,

Bei dem Lockenhaar das Haupt,  
Und mit dieser teuern Beute  
Schoß er zauberschnell von dannen.

Jammer und Geschrei erscholl  
Überall auf seinem Wege,  
Durch die Gänge und Gemächer,  
Treppen auf und Treppen ab.

Seit dem Gastmahl des Belsazar  
Gab es keine Tischgesellschaft,  
Welche so verstört aussah  
Wie die unsre in dem Saale,

Als das Ungetüm hereinsprang  
Mit dem Haupte Don Fredregos,  
Das er mit den Zähnen schleppte  
An den träufend blutgen Haaren.

Auf den leer gebliebenen Stuhl,  
Welcher seinem Herrn bestimmt war,  
Sprang der Hund und, wie ein Kläger,  
Hielt er uns das Haupt entgegen.

Ach, es war das wohlbekante  
Heldenantlitz, aber blässer,  
Aber ernster, durch den Tod,  
Und umringelt gar entsetzlich

Von der Fülle schwarzer Locken,  
Die sich bäumten wie der wilde  
Schlangenkopfputz der Meduse,  
Auch wie dieser schreckversteinend.

Ja, wir waren wie versteinert,  
Sahn uns an mit starrer Miene,  
Und gelähmt war jede Zunge

Von der Angst und Etikette.

Nur Maria de Padilla  
Brach das allgemeine Schweigen;  
Händeringend, laut aufschluchzend,  
Jammerte sie ahnungsvoll:

»Heißen wird es jetzt, ich hätte  
Angestiftet solche Mordtat,  
Und der Groll trifft meine Kinder,  
Meine schuldlos armen Kinder!«

Don Diego unterbrach hier  
Seine Rede, denn wir sahen,  
Daß die Tafel aufgehoben  
Und der Hof den Saal verlassen.

Höfisch fein von Sitten, gab  
Mir der Ritter das Geleite,  
Und wir wandelten selbender  
Durch das alte Gotenschloß.

Indem Kreuzgang, welcher leitet  
Nach des Königs Hundeställen,  
Die durch Knurren und Gekläffe  
Schon von fernher sich verkündgen,

Dorten sah ich, in der Wand  
Eingemauert und nach außen  
Fest mit Eisenwerk vergattert,  
Eine Zelle wie ein Käfig.

Menschliche Gestalten zwo  
Saßen drin, zwei junge Knaben;  
Angefesselt bei den Beinen,  
Hockten sie auf fauler Streu.

Kaum zwölfjährig schien der Eine,  
Wenig älter war der Andre;  
Die Gesichter schön und edel,  
Aber fahl und welk von Siechtum.

Waren ganz zerlumpt, fast nackend,  
Und die magern Leibchen trugen  
Wunde Spuren der Mißhandlung;  
Beide schüttelte das Fieber.

Aus der Tiefe ihres Elends  
Schauten sie zu mir empor,  
Wie mit weißen Geisteraugen,  
Daß ich schier darob erschrocken.

Wer sind diese Jammerbilder?  
Rief ich aus, indem ich hastig  
Don Diegos Hand ergriff,  
Die gezittert, wie ich fühlte.

Don Diego schien verlegen,  
Sah sich um, ob Niemand lausche,  
Seufzte tief und sprach am Ende,  
Heitern Weltmannston erkünstelnd:

Dieses sind zwei Königskinder,  
Früh verwaiset, König Pedro  
Hieß der Vater, und die Mutter  
War Maria de Padilla.

Nach der großen Schlacht bei Narvas,  
Wo Henrico Transtamare  
Seinen Bruder, König Pedro,  
Von der großen Last der Krone

Und zugleich von jener größern

Last, die Leben heißt, befreite:  
Da traf auch die Bruderskinder  
Don Henricos Siegergroßmut.

Hat sich ihrer angenommen,  
Wie es einem Oheim ziemet,  
Und im eignen Schlosse gab er  
Ihnen freie Kost und Wohnung.

Enge freilich ist das Stübchen,  
Das er ihnen angewiesen,  
Doch im Sommer ist es kühlilig,  
Und nicht gar zu kalt im Winter.

Ihre Speis ist Roggenbrot,  
Das so schmackhaft ist, als hätt es  
Göttin Ceres selbst gebacken  
Für ihr liebes Proserpinchen.

Manchmal schickt er ihnen auch  
Eine Kumpfe mit Garbanzos,  
Und die Jungen merken dann,  
Daß es Sonntag ist in Spanien.

Doch nicht immer ist es Sonntag,  
Und nicht immer gibts Garbanzos,  
Und der Oberkoppelmeister  
Regaliert sie mit der Peitsche.

Denn der Oberkoppelmeister,  
Der die Ställe mit der Meute  
Sowie auch den Neffenkäfig  
Unter seiner Aufsicht hat,

Ist der unglückselge Gatte  
Jener sauren Zitronella  
Mit der weißen Tellerkrause,

Die wir heut bei Tisch bewundert,

Und sie keift so frech, daß oft  
Ihr Gemahl zur Peitsche greift –  
Und hierher eilt und die Hunde  
Und die armen Knaben züchtigt.

Doch der König hat mißbilligt  
Solch Verfahren und befahl,  
Daß man künftig seine Neffen  
Nicht behandle wie die Hunde.

Keiner fremden Mietlingsfaust  
Wird er ferner anvertrauen  
Ihre Zucht, die er hinfüro  
Eigenhändig leiten will.

Don Diego stockte plötzlich,  
Denn der Seneschall des Schlosses  
Kam zu uns und frug uns  
Höflich: ob wir wohlgespeist? –

Der Ex–Lebendige

Brutus, wo ist dein Cassius,  
Der Wächter, der nächtliche Rufer,  
Der einst mit dir, im Seelenerguß,  
Gewandelt am Seineufer?

Ihr schautet manchmal in die Höh,  
Wo die dunklen Wolken jagen –  
Viel dunklere Wolke war die Idee,  
Die Ihr im Herzen getragen.

Brutus, wo ist dein Cassius?  
Er denkt nicht mehr ans Morden!  
Es heißt, er sei am Neckarfluß  
Tyrannenvorleser geworden.

Doch Brutus erwidert: Du bist ein Tor,  
Kurzichtig wie alle Poeten –  
Mein Cassius liest dem Tyrannen vor,  
Jedoch um ihn zu töten.

Er liest ihm Gedichte von Matzerath –  
Ein Dolch ist jede Zeile!  
Der arme Tyrann, früh oder spat  
Stirbt er vor Langeweile.

Der Ex-Nachtwächter

Mißgelaunt, sagt man, verließ er  
Stuttgart an dem Neckarstrand,  
Und zu München an der Isar  
Ward er Schauspielintendant.

Das ist eine schöne Gegend  
Ebenfalls, es schäumt hier,  
Geist- und phantasieerregend,  
Holder Bock, das beste Bier.

Doch der arme Intendante,  
Heißt es, gehet dort herum  
Melancholisch wie ein Dante,  
Wie Lord Byron gloomy, stumm.

Ihn ergötzen nicht Komödien,

Nicht das schlechteste Gedicht,  
Selbst die traurigsten Tragödien  
Liest er doch er lächelt nicht.

Manche Schöne möcht erheitern  
Dieses gramumflorte Herz,  
Doch die Liebesblicke scheitern  
An dem Panzer, der von Erz.

Nannerl mit dem Riegelhäubchen  
Girrt ihn an so muntern Sinns –  
Geh ins Kloster, armes Täubchen,  
Spricht er wie ein Dänenprinz.

Seine Freunde sind vergebens  
Zu erlustgen ihn bemüht,  
Singen: Freue dich des Lebens,  
Weil dir noch dein Lämpchen glüht!

Kann dich nichts zum Frohsinn reizen  
Hier in dieser hübschen Stadt,  
Die an amüsanten Käuzen  
Wahrlich keinen Mangel hat?

Zwar hat sie in jüngsten Tagen  
Eingebüßt so manchen Mann,  
Manchen trefflichen Choragen,  
Den man schwer entbehren kann.

Wär der Maßmann nur geblieben!  
Dieser hätte wohl am End  
Jeden Trübsinn dir vertrieben  
Durch sein Burzelbaumtalent.

Schelling, der ist unersetzlich!  
Ein Verlust vom höchsten Wert!  
War als Philosoph ergötzlich

Und als Mime hochgeehrt.

Daß der Gründer der Walhalla  
Fortging und zurücke ließ  
Seine Manuskripte alle,  
Gleichfalls ein Verlust war dies!

Mit Corneljus ging verloren  
Auch des Meisters Jüngerschaft;  
Hat das Haar sich abgeschoren,  
Und im Haar war ihre Kraft.

Denn der kluge Meister legte  
Einen Zauber in das Haar,  
Drin sich sichtbar oft bewegte  
Etwas das lebendig war.

Tot ist Görres, die Hyäne.  
Ob des heiligen Offiz  
Umsturz quoll ihm einst die Träne  
Aus des Auges rotem Schlitz.

Dieses Raubtier hat ein Sühnchen  
Hinterlassen, doch es ist  
Nur ein giftiges Kaninchen,  
Welches Nonnenfüßchen frißt.

Apropos! Der erzinfame  
Pfaffe Dollingerius –  
Das ist ungefähr sein Name –  
Lebt er noch am Isarfluß?

Dieser bleibt mir unvergeßlich!  
Bei dem reinen Sonnenlicht!  
Niemals schaut ich solch ein häßlich  
Armesünderangesicht.

Wie es heißt, ist er gekommen  
Auf die Welt gar wundersam,  
Hat den Afterweg genommen,  
Zu der Mutter Schreck und Scham.

Sah ihn am Karfreitag wallen  
In dem Zug der Prozession,  
Von den dunkeln Männern allen  
Wohl die dunkelste Person.

Ja, Monacho Monachorum  
Ist in unsrer Zeit der Sitz  
Der Virorum obscurorum,  
Die verherrlicht Huttens Witz.

Wie du zuckst beim Namen Hutten!  
Ex-Nachtwächter, wache auf!  
Hier die Pritsche, dort die Kutten,  
Und wie ehemals schlage drauf!.

Geißle ihre Rücken blutig,  
Wie einst tat der Ullerich;  
Dieser schlug so rittermutig,  
Jene heulten fürchterlich.

Der Erasmus mußte lachen  
So gewaltig ob dem Spaß,  
Daß ihm platzte in dem Rachen  
Sein Geschwür und er genas.

Auf der Ebersburg desgleichen  
Lachte Sickingen wie toll,  
Und in allen deutschen Reichen  
Das Gelächter widerscholl.

Alte lachten wie die Jungen –

Eine einzige Lache nur  
War ganz Wittenberg, sie sangen  
Gaudeamus igitur!

Freilich, klopft man faule Kutten,  
Fängt man Flöh im Überfluß,  
Und es mußte sich der Hutten  
Manchmal kratzen vor Verdruß.

Aber alea est jacta!  
War des Ritters Schlachtgeschrei,  
Und er knickte und er knackte  
Pulices und Klerisei.

Ex-Nachtwächter, Stundenrufer,  
Fühlst du nicht dein Herz erglühn?  
Rege dich am Isarufer,  
Schüttle ab den kranken Spleen.

Deine langen Fortschrittsbeine,  
Heb sie auf zu neuem Lauf –  
Kutten grobe, Kutten feine,  
Sind es Kutten, schlage drauf!

Jener aber seufzt, und seine  
Hände ringend er versetzt:  
Meine langen Fortschrittsbeine  
Sind europamüde jetzt.

Meine Hühneraugen jücken,  
Habe deutsche enge Schuh,  
Und wo mich die Schuhe drücken,  
Weiß ich wohl laß mich in Ruh!

Plateniden

Iliaden, Odysseen  
Kündigst du uns prahlend an,  
Und wir wollen in dir sehen  
Deutscher Zukunft größten Mann.

Eine große Tat in Worten,  
Die du einst zu tun gedenkst! –  
O, ich kenne solche Sorten  
Geistger Schuldenmacher längst.

Hier ist Rhodus, komm und zeige  
Deine Kunst, hier wird getanzt!  
Oder trolle dich und schweige,  
Wenn du heut nicht tanzen kannst.

Wahre Prinzen aus Genieland  
Zahlen bar was sie verzehrt,  
Schiller, Goethe, Lessing, Wieland  
Haben nie Kredit begehrt.

Wollten keine Ovationen  
Von dem Publikum auf Pump,  
Keine Vorschuß-Lorbeerkrone,  
Rühmten sich nicht keck und plump.

Tot ist längst der alte Junker,  
Doch sein Same lebt noch heut –  
O, ich kenne das Geflunker  
Künftiger Unsterblichkeit.

Das sind Platens echte Kinder,  
Echtes Platenidenblut –  
Meine teuern Hallermünder,  
O, ich kenn euch gar zu gut!

Mythologie

Ja, Europa ist erlegen –  
Wer kann Ochsen widerstehen?  
Wir verzeihen auch Danäen –  
Sie erlag dem goldnen Regen!

Semele ließ sich verführen –  
Denn sie dachte: eine Wolke,  
Ideale Himmelswolke,  
Kann uns nicht kompromittieren.

Aber tief muß uns empören  
Was wir von der Leda lesen –  
Welche Gans bist du gewesen,  
Daß ein Schwan dich konnt betören!

In Mathildens Stammbuch

Hier, auf gewalzten Lumpen, soll ich  
Mit einer Spule von der Gans  
Hinkritzeln ernsthaft halb, halb drollig,  
Versifizierten Firlefanzen –

Ich, der gewohnt mich auszusprechen  
Auf deinem schönen Rosenmund,  
Mit Küssen, die wie Flammen brechen  
Hervor aus tiefstem Herzensgrund!

O Modewut! Ist man ein Dichter,  
Quält uns die eigne Frau zuletzt,  
Bis man, wie andre Sangeslichter,  
Ihr einen Reim ins Album setzt.

An die Jungen

Laß dich nicht kirren, laß dich nicht wirren  
Durch goldne Äpfel in deinem Lauf!  
Die Schwerter klirren, die Pfeile schwirren,  
Doch halten sie nicht den Helden auf.

Ein kühnes Beginnen ist halbes Gewinnen,  
Ein Alexander erbeutet die Welt!  
Kein langes Besinnen! Die Königinnen  
Erwarten schon knieend den Sieger im Zelt.

Wir wagen, wir werben! besteigen als Erben  
Des alten Darius Bett und Thron.  
O süßes Verderben! o blühendes Sterben!  
Berauschter Triumphtod zu Babylon!

Der Ungläubige

Du wirst in meinen Armen ruhn!  
Von Wonnen sonder Schranken  
Erbebt und schwillt mein ganzes Herz  
Bei diesem Zaubergedanken.

Du wirst in meinen Armen ruhn!

Ich spiele mit den schönen  
Goldlocken! Dein holdes Köpfchen wird  
An meine Schulter lehnen.

Du wirst in meinen Armen ruhn!  
Der Traum will Wahrheit werden,  
Ich soll des Himmels höchste Lust  
Hier schon genießen auf Erden.

O, heilger Thomas! Ich glaub es kaum!  
Ich zweifle bis zur Stunde,  
Wo ich den Finger legen kann  
In meines Glückes Wunde.

K.-Jammer

Diese graue Wolkenschar  
Stieg aus einem Meer von Freuden;  
Heute muß ich dafür leiden,  
Daß ich gestern glücklich war.

Ach, in Wermut hat verkehrt  
Sich der Nektar! Ach, wie quälend  
Katzenjammer, Hundeeleud  
Herz und Magen mir beschwert!

Zum Hausfrieden

Viele Weiber, viele Flöhe,  
Viele Flöhe, vieles Jucken –  
Tun sie heimlich dir ein Wehe,

Darfst du dennoch dich nicht mucken.

Denn sie rächen, schelmisch lächelnd,  
Sich zur Nachtzeit Willst du drücken  
Sie ans Herze, lieberöchelnd,  
Ach, da drehn sie dir den Rücken.

Jetzt wohin?

Jetzt wohin? Der dumme Fuß  
Will mich gern nach Deutschland tragen;  
Doch es schüttelt klug das Haupt  
Mein Verstand und scheint zu sagen:

Zwar beendet ist der Krieg,  
Doch die Kriegsgerichte blieben,  
Und es heißt, du habest einst  
Viel Erschießliches geschrieben.

Das ist wahr, unangenehm  
Wär mir das Erschossenwerden.  
Bin kein Held, es fehlen mir  
Die pathetischen Gebärden.

Gern würd ich nach England gehn,  
Wären dort nicht Kohlendämpfe  
Und Engländer schon ihr Duft  
Gibt Erbrechen mir und Krämpfe.

Manchmal kommt mir in den Sinn  
Nach Amerika zu segeln,  
Nach dem großen Freiheitstall,  
Der bewohnt von Gleichheitsflegeln –

Doch es ängstet mich ein Land,  
Wo die Menschen Tabak kauen,  
Wo sie ohne König kegeln,  
Wo sie ohne Spucknapf speien.

Rußland, dieses schöne Reich,  
Würde mir vielleicht behagen,  
Doch im Winter könnte ich  
Dort die Knute nicht ertragen.

Traurig schau ich in die Höh,  
Wo viel tausend Sterne nicken –  
Aber meinen eignen Stern  
Kann ich nirgends dort erblicken.

Hat im güldnen Labyrinth  
Sich vielleicht verirrt am Himmel,  
Wie ich selber mich verirrt  
In dem irdischen Getümmel. –

#### Altes Lied

Du bist gestorben und weißt es nicht,  
Erloschen ist dein Augenlicht,  
Erblichen ist dein rotes Mündchen,  
Und du bist tot, mein totes Kindchen.

In einer schaurigen Sommernacht  
Hab ich dich selber zu Grabe gebracht;  
Klaglieder die Nachtigallen sangen,  
Die Sterne sind mit zur Leiche gegangen.

Der Zug, der zog den Wald vorbei,

Dort wiederhallt die Litanei;  
Die Tannen, in Trauermänteln ver mummt,  
Sie haben Totengebete gebrummt.

Am Weidensee vorüber gings,  
Die Elfen tanzten inmitten des Rings;  
Sie blieben plötzlich stehn und schienen  
Uns anzuschauen mit Beileidsmienen.

Und als wir kamen zu deinem Grab,  
Da stieg der Mond vom Himmel herab.  
Er hielt eine Rede. Ein Schluchzen und Stöhnen,  
Und in der Ferne die Glocken tönen.

#### Solidität

Liebe sprach zum Gott der Lieder,  
Sie verlange Sicherheiten,  
Ehe sie sich ganz ergebe,  
Denn es wären schlechte Zeiten.

Lachend gab der Gott zur Antwort:  
Ja, die Zeiten sich verändern,  
Und du sprichst jetzt wie ein alter  
Wucherer, welcher leiht auf Pfändern.

Ach, ich hab nur eine Leier,  
Doch sie ist von gutem Golde.  
Wieviel Küsse willst du borgen  
Mir darauf, o meine Holde?

Alte Rose

Eine Rosenknospe war  
Sie, für die mein Herze glühte;  
Doch sie wuchs, und wunderbar  
Schoß sie auf in voller Blüte.

Ward die schönste Ros im Land,  
Und ich wollt die Rose brechen,  
Doch sie wußte mich pikant  
Mit den Dornen fortzustechen.

Jetzt, wo sie verwelkt, zerfetzt  
Und verklatscht von Wind und Regen –  
Liebster Heinrich bin ich jetzt,  
Liebend kommt sie mir entgegen.

Heinrich hinten, Heinrich vorn,  
Klingt es jetzt mit süßen Tönen;  
Sticht mich jetzt etwa ein Dorn,  
Ist es an dem Kinn der Schönen.

Allzu hart die Borsten sind,  
Die des Kinnes Wärzchen zieren –  
Geh ins Kloster, liebes Kind,  
Oder lasse dich rasieren.

Auto–da–fé

Welke Veilchen, stäubge Locken,  
ein verblichen blaues Band,  
Halb zerrissene Billette,  
Längst vergeßner Herzenstand –

In die Flammen des Kamines  
Werf ich sie verdroßnen Blicks;  
Ängstlich knistern diese Trümmer  
Meines Glücks und Mißgeschicks.

Liebeschwüre, flatterhafte  
Falsche Eide, in den Schlot  
Fliegen sie hinauf es kichert  
Unsichtbar der kleine Gott.

Bei den Flammen des Kamines  
Sitz ich träumend, und ich seh,  
Wie die Fünkchen in der Asche  
Still verglühn Gut Nacht Ade!

Lazarus

### I. Weltlauf

Hat man viel, so wird man bald  
Noch viel mehr dazu bekommen.  
Wer nur wenig hat, dem wird  
Auch das Wenige genommen.

Wenn du aber gar nichts hast,  
Ach, so lasse dich begraben –  
Denn ein Recht zum Leben, Lump,  
Haben nur die etwas haben.

### II. Rückschau

Ich habe gerochen alle Gerüche  
In dieser holden Erdenküche;  
Was man genießen kann in der Welt,  
Das hab ich genossen wie je ein Held!  
Hab Kaffee getrunken, hab Kuchen gegessen.  
Hab manche schöne Puppe besessen;  
Trug seidne Westen, den feinsten Frack,  
Mir klingelten auch Dukaten im Sack.  
Wie Gellert ritt ich auf hohem Roß;  
Ich hatte ein Haus, ich hatte ein Schloß.  
Ich lag auf der grünen Wiese des Glücks,  
Die Sonne grüßte goldigsten Blicks;  
Ein Lorbeerkranz umschloß die Stirn,  
Er duftete Träume mir ins Gehirn,  
Träume von Rosen und ewigem Mai –  
Es ward mir so selig zu Sinne dabei,  
So dämmersüchtig, so sterbefaul –  
Mir flogen gebratne Tauben ins Maul,  
Und Englein kamen, und aus den Taschen  
Sie zogen hervor Champagnerflaschen –  
Das waren Visionen, Seifenblasen –  
Sie platzten Jetzt lieg ich auf feuchtem Rasen,  
Die Glieder sind mir rheumatisch gelähmt,  
Und meine Seele ist tief beschämt.  
Ach, jede Lust, ach, jeden Genuß  
Hab ich erkaufte durch herben Verdruß;  
Ich ward getränkt mit Bitternissen  
Und grausam von den Wanzen gebissen;  
Ich ward bedrängt von schwarzen Sorgen,  
Ich mußte lügen, ich mußte borgen  
Bei reichen Buben und alten Vetteln –  
Ich glaube sogar, ich mußte betteln.  
Jetzt bin ich müd vom Rennen und Laufen,  
Jetzt will ich mich im Grabe verschnaufen.  
Lebt wohl! Dort oben, ihr christlichen Brüder,  
Ja, das versteht sich, dort sehn wir uns wieder.

### III. Auferstehung

Posaunenruf erfüllt die Luft,  
Und furchtbar schallt es wider;  
Die Toten steigen aus der Gruft,  
Und schütteln und rütteln die Glieder.

Was Beine hat, das trollt sich fort,

Es wallen die weißen Gestalten  
Nach Josaphat, dem Sammelort,  
Dort wird Gericht gehalten.

Als Freigraf sitzt Christus dort  
In seiner Apostel Kreise.  
Sie sind die Schöppen, ihr Spruch und Wort  
Ist minniglich und weise.

Sie urteln nicht vermummten Gesichts;  
Die Maske läßt jeder fallen  
Am hellen Tage des jüngsten Gerichts,  
Wenn die Posaunen schallen.

Das ist zu Josaphat im Tal,  
Da stehn die geladenen Scharen,  
Und weil zu groß der Beklagten Zahl,  
Wird hier summarisch verfahren.

Das Böcklein zur Linken, zur Rechten das Schaf,  
Geschieden sind sie schnelle;  
Der Himmel dem Schäfchen fromm und brav,  
Dem geilen Bock die Hölle!

#### IV. Sterbende

Flogest aus nach Sonn und Glück,  
Nackt und schlecht kommst du zurück.  
Deutsche Treue, deutsche Hemde,  
Die verschleißt man in der Fremde.

Siehst sehr sterbebläßlich aus,  
Doch getrost, du bist zu Haus.  
Warm wie an dem Flackerherde  
Liegt man in der deutschen Erde.

Mancher leider wurde lahm  
Und nicht mehr nach Hause kam –  
Streckt verlangend aus die Arme,  
Daß der Herr sich sein erbarme!

V. Lumpentum

Die reichen Leute, die gewinnt  
Man nur durch platte Schmeichelein –  
Das Geld ist platt, mein liebes Kind,  
Und will auch platt geschmeichelt sein.

Das Weihrauchfaß, das schwinge keck  
Vor jedem göttlich goldnen Kalb;  
Bet an im Staub, bet an im Dreck,  
Vor allem aber lob nicht halb.

Das Brot ist teuer dieses Jahr,  
Jedoch die schönsten Worte hat  
Man noch umsonst Besinge gar  
Mäcenas' Hund, und friß dich satt!

VI. Erinnerung

Dem Einen die Perle, dem Andern die Truhe,  
O Wilhelm Wisetzki, du starbest so fruhe –  
Doch die Katze, die Katz ist gerettet.

Der Balken brach, worauf er gekommen,  
Da ist er im Wasser umgekommen –  
Doch die Katze, die Katz ist gerettet.

Wir folgten der Leiche, dem lieblichen Knaben,  
Sie haben ihn unter Maiblumen begraben, –  
Doch die Katze, die Katz ist gerettet.

Bist klug gewesen, du bist entronnen  
Den Stürmen, hast früh ein Obdach gewonnen –  
Doch die Katze, die Katz ist gerettet.

Bist früh entronnen, bist klug gewesen,  
Noch eh du erkranktest, bist du genesen –  
Doch die Katze, die Katz ist gerettet.

Seit langen Jahren, wie oft, o Kleiner,  
Mit Neid und Wehmut gedenk ich deiner –  
Doch die Katze, die Katz ist gerettet.

## VII. Unvollkommenheit

Nichts ist vollkommen hier auf dieser Welt.  
Der Rose ist der Stachel beigesellt;  
Ich glaube gar, die lieben holden Engel  
Im Himmel droben sind nicht ohne Mängel.

Der Tulpe fehlt der Duft. Es heißt am Rhein:  
Auch Ehrlich stahl einmal ein Ferkelschwein.  
Hätte Lucretia sich nicht erstochen,  
Sie wär vielleicht gekommen in die Wochen.

Häßliche Füße hat der stolze Pfau.  
Uns kann die amüsant geistreichste Frau  
Manchmal langweilen wie die Henriade  
Voltaires, sogar wie Klopstocks Messiade.

Die bravste, klügste Kuh kein Spanisch weiß,  
Wie Maßmann kein Latein Der Marmorsteiß  
Der Venus von Canova ist zu glatte,  
Wie Maßmanns Nase viel zu ärschig platte.

Im süßen Lied ist oft ein saurer Reim,

Wie Bienenstachel steckt im Honigseim.  
Am Fuß verwundbar war der Sohn der Thetis,  
Und Alexander Dumas ist ein Metis.

Der strahlenreinste Stern am Himmelzelt  
Wenn er den Schnupfen kriegt, herunterfällt.  
Der beste Äpfelwein schmeckt nach der Tonne,  
Und schwarze Flecken sieht man in der Sonne.

Du bist, verehrte Frau, du selbst sogar  
Nicht fehlerfrei, nicht aller Mängel bar.  
Du schaust mich an du fragst mich, was dir fehle?  
Ein Busen, und im Busen eine Seele.

#### VIII. Fromme Warnung

Unsterbliche Seele, nimm dich in Acht,  
Daß du nicht Schaden leidest,  
Wenn du aus dem Irdischen scheidest;  
Es geht der Weg durch Tod und Nacht.

Am goldnen Tore der Hauptstadt des Lichts,  
Da stehen die Gottessoldaten;  
Sie fragen nach Werken und Taten,  
Nach Namen und Amt fragt man hier nichts.

Am Eingang läßt der Pilger zurück  
Die staubigen, drückenden Schuhe –  
Kehr ein, hier findest du Ruhe,  
Und weiche Pantoffeln und schöne Musik.

#### IX. Der Abgekühlte

Und ist man tot, so muß man lang  
Im Grabe liegen; ich bin bang,  
Ja, ich bin bang, das Auferstehen  
Wird nicht so schnell von Statten gehen.

Noch einmal, eh mein Lebenslicht  
Erlöschet, eh mein Herze bricht –  
Noch einmal möcht ich vor dem Sterben  
Um Frauenhuld beseligt werben.

Und eine Blonde müßt es sein,  
Mit Augen sanft wie Mondenschein –  
Denn schlecht bekommen mir am Ende  
Die wild brünetten Sonnenbrände.

Das junge Volk, voll Lebenskraft  
Will den Tumult der Leidenschaft,  
Das ist ein Rasen, Schwören, Poltern  
Und wechselseitiges Seelenfoltern!

Unjung und nicht mehr ganz gesund,  
Wie ich es bin zu dieser Stund,  
Mögt ich noch einmal lieben, schwärmen  
Und glücklich sein doch ohne Lärmen.

#### X. Salomo

Verstummt sind Pauken, Posaunen und Zinken.  
An Salomos Lager Wache halten  
Die schwertgegürteten Engelgestalten,  
Sechstausend zur Rechten, sechstausend zur Linken.

Sie schützen den König vor träumendem Leide,  
Und zieht er finster die Brauen zusammen,  
Da fahren sogleich die stählernen Flammen,  
Zwölftausend Schwerter, hervor aus der Scheide.

Doch wieder zurück in die Scheide fallen  
Die Schwerter der Engel. Das nächtliche Grauen  
Verschwindet, es glätten sich wieder die Brauen

Des Schläfers, und seine Lippen lallen:

O Sulamith! das Reich ist mein Erbe,  
Die Lande sind mir untertänig,  
Bin über Juda und Israel König –  
Doch liebst du mich nicht, so welk ich und sterbe.

XI. Verlorene Wünsche

Von der Gleichheit der Gemütsart  
Wechselseitig angezogen,  
Waren wir einander immer  
Mehr als uns bewußt gewogen.

Beide ehrlich und bescheiden,  
Konnten wir uns leicht verstehen;  
Worte waren überflüssig,  
Brauchten uns nur anzusehen.

O wie sehnlich wünscht ich immer,  
Daß ich bei dir bleiben könnte  
Als der tapfre Waffenbruder  
Eines dolce far niente.

Ja, mein liebster Wunsch war immer,  
Daß ich immer bei dir bliebe!  
Alles was dir wohlgefiele,  
Alles tät ich dir zu Liebe.

Würde essen was dir schmeckte  
Und die Schüssel gleich entfernen,  
Die dir nicht behagt. Ich würde  
Auch Zigarren rauchen lernen.

Manche polnische Geschichte,  
Die dein Lachen immer weckte,

Wollt ich wieder dir erzählen  
In Judäas Dialekte.

Ja, ich wollte zu dir kommen,  
Nicht mehr in der Fremde schwärmen –  
An dem Herde deines Glückes  
Wollt ich meine Kniee wärmen. –

Goldne Wünsche! Seifenblasen!  
Sie zerrinnen wie mein Leben –  
Ach, ich liege jetzt am Boden,  
Kann mich nimmermehr erheben.

Und Ade! sie sind zerronnen,  
Goldne Wünsche, süßes Hoffen!  
Ach, zu tödlich war der Faustschlag,  
Der mich just ins Herz getroffen.

## XII. Gedächtnisfeier

Keine Messe wird man singen,  
Keinen Kadosch wird man sagen,  
Nichts gesagt und nichts gesungen  
Wird an meinen Sterbetagen.

Doch vielleicht an solchem Tage,  
Wenn das Wetter schön und milde,  
Geht spazieren auf Montmartre  
Mit Paulinen Frau Mathilde.

Mit dem Kranz von Immortellen  
Kommt sie mir das Grab zu schmücken,  
Und sie seufzet: Pauvre homme!  
Feuchte Wehmut in den Blicken.

Leider wohn ich viel zu hoch,

Und ich habe meiner Süßen  
Keinen Stuhl hier anzubieten;  
Ach! sie schwankt mit müden Füßen.

Süßes, dickes Kind, du darfst  
Nicht zu Fuß nach Hause gehen;  
An dem Barrieregitter  
Siehst du die Fiaker stehen.

### XIII. Wiedersehen

Die Geißblattlaube Ein Sommerabend –  
Wir saßen wieder wie ehemals am Fenster –  
Der Mond ging auf, belebend und labend –  
Wir aber waren wie zwei Gespenster.

Zwölf Jahre schwanden, seitdem wir beisammen  
Zum letzten Male hier gesessen;  
Die zärtlichen Gluten, die großen Flammen,  
Sie waren erloschen unterdessen.

Einsilbig saß ich. Die Plaudertasche,  
Das Weib hingegen schürte beständig  
Herum in der alten Liebesasche.  
Jedoch kein Fünkchen ward wieder lebendig.

Und sie erzählte: wie sie die bösen  
Gedanken bekämpft, eine lange Geschichte,  
Wie wackelig schon ihre Tugend gewesen –  
Ich machte dazu ein dummes Gesicht.

Als ich nach Hause ritt, da liefen  
Die Bäume vorbei in der Mondenhelle,  
Wie Geister. Wehmütige Stimmen riefen –  
Doch ich und die Toten, wir ritten schnelle.

### XIV. Frau Sorge

In meines Glückes Sonnenglanz,  
Da gaukelte fröhlich der Mückentanz.  
Die lieben Freunde liebten mich  
Und teilten mit mir brüderlich  
Wohl meinen besten Braten  
Und meinen letzten Dukaten.

Das Glück ist fort, der Beutel leer,  
Und hab auch keine Freunde mehr;  
Erloschen ist der Sonnenglanz,  
Zerstoben ist der Mückentanz,  
Die Freunde, so wie die Mücke,  
Verschwinden mit dem Glücke.

An meinem Bett in der Winternacht  
Als Wärterin die Sorge wacht.  
Sie trägt eine weiße Unterjack,  
Ein schwarzes Mützchen, und schnupft Tabak.  
Die Dose knarrt so gräßlich,  
Die Alte nickt so häßlich.

Mir träumt manchmal, gekommen sei  
Zurück das Glück und der junge Mai  
Und die Freundschaft und der Mückenschwarm –  
Da knarrt die Dose daß Gott erbarm,  
Es platzt die Seifenblase –  
Die Alte schneuzt die Nase.

XV. An die Engel

Das ist der böse Thanatos,  
Er kommt auf einem fahlen Roß,  
Ich hör den Hufschlag, hör den Trab,  
Der dunkle Reiter holt mich ab –  
Er reißt mich fort, Mathilden soll ich lassen,  
O, den Gedanken kann mein Herz nicht fassen!

Sie war mir Weib und Kind zugleich,  
Und geh ich in das Schattenreich,  
Wird Witwe sie und Waise sein!  
Ich laß in dieser Welt allein  
Das Weib, das Kind, das, traugend meinem Mute,  
Sorglos und treu an meinem Herzen ruhte.

Ihr Engel in den Himmelshöhn,  
Vernehmt mein Schluchzen und mein Flehn:  
Beschützt, wenn ich im öden Grab,  
Das Weib, das ich geliebet hab;  
Seid Schild und Vögte eurem Ebenbilde,  
Beschützt, beschirmt mein armes Kind, Mathilde.

Bei allen Tränen, die ihr je  
Geweint um unser Menschenweh,  
Beim Wort, das nur der Priester kennt  
Und niemals ohne Schauder nennt,  
Bei eurer eignen Schönheit, Huld und Milde,  
Beschwör ich euch, ihr Engel, schützt Mathilde.

XVI. Im Oktober 1849

Gelegt hat sich der starke Wind,  
Und wieder stille wirds daheime;  
Germania, das große Kind,  
Erfreut sich wieder seiner Weihnachtsbäume.

Wir treiben jetzt Familienglück –  
Was höher lockt, das ist vom Übel –  
Die Friedensschwalbe kehrt zurück,  
Die einst genistet in des Hauses Giebel.

Gemütlich ruhen Wald und Fluß,  
Von sanftem Mondlicht übergossen;  
Nur manchmal knallts Ist das ein Schuß? –  
Es ist vielleicht ein Freund, den man erschossen.

Vielleicht mit Waffen in der Hand  
Hat man den Tollkopf angetroffen  
(Nicht jeder hat so viel Verstand  
Wie Flaccus, der so kühn davongeloffen).

Es knallt. Es ist ein Fest vielleicht,  
Ein Feuerwerk zur Goethefeier! –  
Die Sontag, die dem Grab entsteigt,  
Begrüßt Raketenlärm die alte Leier.

Auch Liszt taucht wieder auf, der Franz,  
Er lebt, er liegt nicht blutgerötet  
Auf einem Schlachtfeld Ungarlands;  
Kein Russe, noch Kroat hat ihn getötet.

Es fiel der Freiheit letzte Schanz,  
Und Ungarn blutet sich zu Tode –  
Doch unversehrt blieb Ritter Franz,  
Sein Säbel auch er liegt in der Kommode.

Er lebt, der Franz, und wird als Greis  
Vom Ungarkriege Wunderdinge  
Erzählen in der Enkel Kreis –  
»So lag ich und so führt ich meine Klinge!«

Wenn ich den Namen Ungarn hör,  
Wird mir das deutsche Wams zu enge,  
Es braust darunter wie ein Meer,  
Mir ist als grüßten mich Trompetenklänge!

Es klirrt mir wieder im Gemüt  
Die Heldensage, längst verklungen,  
Das eisern wilde Kämpfenlied –  
Das Lied vom Untergang der Nibelungen.

Es ist dasselbe Heldenlos,

Es sind dieselben alten Mären,  
Die Namen sind verändert bloß,  
Doch sinds dieselben »Helden lobebären«.

Es ist dasselbe Schicksal auch –  
Wie stolz und frei die Fahnen fliegen,  
Es muß der Held, nach altem Brauch,  
Den tierisch rohen Mächten unterliegen.

Und diesmal hat der Ochse gar  
Mit Bären einen Bund geschlossen –  
Du fällst; doch tröste dich, Magyar,  
Wir Andre haben schlimme Schmach genossen.

Anständige Bestien sind es doch,  
Die ganz honett dich überwunden;  
Doch wir geraten in das Joch  
Von Wölfen, Schweinen und gemeinen Hunden.

Das heult und bellt und grunzt –ich kann  
Ertragen kaum den Duft der Sieger.  
Doch still, Poet, das greift dich an –  
Du bist so krank, und schweigen wäre klüger.

#### XVII. Böses Geträume

Im Traume war ich wieder jung und munter –  
Es war das Landhaus hoch am Bergesrand,  
Wetlaufend lief ich dort den Pfad hinunter,  
Wetlaufend mit Ottiljen Hand in Hand.

Wie das Persönchen fein formiert! Die süßen  
Meergrünen Augen zwinkern nixenhaft.  
Sie steht so fest auf ihren kleinen Füßen,  
Ein Bild von Zierlichkeit, vereint mit Kraft.

Der Ton der Stimme ist so treu und innig,  
Man glaubt zu schaun bis in der Seele Grund;  
Und alles was sie spricht ist klug und sinnig;  
Wie eine Rosenknospe ist der Mund.

Es ist nicht Liebesweh, was mich beschleicht,  
Ich schwärme nicht, ich bleibe bei Verstand; –  
Doch wunderbar ihr Wesen mich erweicht,  
Und heimlich bebend küß ich ihre Hand.

Ich glaub, am Ende brach ich eine Lilje,  
Die gab ich ihr und sprach ganz laut dabei:  
Heirate mich und sei mein Weib, Ottilje,  
Damit ich fromm wie du und glücklich sei.

Was sie zur Antwort gab, das weiß ich nimmer,  
Denn ich erwachte jählings und ich war  
Wieder ein Kranker, der im Krankenzimmer  
Trostlos daniederliegt seit manchem Jahr. –

#### XVIII. Sie erlischt

Der Vorhang fällt, das Stück ist aus,  
Und Herrn und Damen gehn nach Haus.  
Ob ihnen auch das Stück gefallen?  
Ich glaub, ich hörte Beifall schallen.  
Ein hochverehrtes Publikum  
Beklatschte dankbar seinen Dichter.  
Jetzt aber ist das Haus so stumm,  
Und sind verschwunden Lust und Lichter.  
Doch horch! ein schollernd schnöder Klang  
Ertönt unfern der öden Bühne; –  
Vielleicht daß eine Saite sprang  
An einer alten Violine.  
Verdrießlich rascheln im Parterr  
Etwelche Ratten hin und her,  
Und Alles riecht nach ranzgem Öle.  
Die letzte Lampe ächzt und zischt  
Verzweiflungsvoll, und sie erlischt.  
Das arme Licht war meine Seele.

XIX. Vermächtnis

Nun mein Leben geht zu End,  
Mach ich auch mein Testament;  
Christlich will ich drin bedenken  
Meine Feinde mit Geschenken.

Diese würdgen, tugendfesten  
Widersacher sollen erben  
All mein Siechtum und Verderben,  
Meine sämtlichen Gebresten.

Ich vermach euch die Koliken,  
Die den Bauch wie Zangen zwicken,  
Harnbeschwerden, die perfiden  
Preußischen Hämorrhoiden.

Meine Krämpfe sollt ihr haben,  
Speichelfluß und Gliederzucken,  
Knochendarre in dem Rücken,  
Lauter schöne Gottesgaben.

Kodizill zu dem Vermächtnis:  
In Vergessenheit versenken  
Soll der Herr eur Angedenken,  
Er vertilge eur Gedächtnis.

XX. Enfant perdu

Verlorener Posten in dem Freiheitskriege,  
Hielt ich seit dreißig Jahren treulich aus.  
Ich kämpfe ohne Hoffnung, daß ich siege,  
Ich wußte, nie komm ich gesund nach Haus.

Ich wachte Tag und Nacht Ich konnt nicht schlafen,

## Romanzero

Wie in dem Lagerzelt der Freunde Schar  
(Auch hielt das laute Schnarchen dieser Braven  
Mich wach, wenn ich ein bißchen schlummrig war).

In jenen Nächten hat Langweil ergriffen  
Mich oft, auch Furcht (nur Narren fürchten nichts) –  
Sie zu verscheuchen, hab ich dann gepfiffen  
Die frechen Reime eines Spottgedichts.

Ja, wachsam stand ich, das Gewehr im Arme,  
Und nahte irgend ein verdächtger Gauch,  
So schoß ich gut und jagt ihm eine warme,  
Brühwarme Kugel in den schnöden Bauch.

Mitunter freilich mocht es sich ereignen,  
Daß solch ein schlechter Gauch gleichfalls sehr gut  
Zu schießen wußte ach, ich kanns nicht leugnen –  
Die Wunden klaffen es verströmt mein Blut.

Ein Posten ist vakant! Die Wunden klaffen –  
Der Eine fällt, die Andern rücken nach –  
Doch fall ich unbesiegt, und meine Waffen  
Sind nicht gebrochen Nur mein Herze brach.

## Drittes Buch

Hebräische Melodien

O laß nicht ohne Lebensgenuß  
Dein Leben verfließen!  
Und bist du sicher vor dem Schuß,  
So laß sie nur schießen.

Fliegt dir das Glück vorbei einmal,  
So faß es am Zipfel.  
Auch rat ich dir, baue dein Hüttchen im Tal  
Und nicht auf dem Gipfel.

#### Prinzessin Sabbath

In Arabiens Märchenbuche  
Sehen wir verwünschte Prinzen,  
Die zu Zeiten ihre schöne  
Urgestalt zurückgewinnen:

Das behaarte Ungeheuer  
Ist ein Königssohn geworden;  
Schmuckreich glänzend angekleidet,  
Auch verliebt die Flöte blasend.

Doch die Zauberfrist zerrinnt,  
Und wir schauen plötzlich wieder  
Seine königliche Hoheit  
In ein Ungetüm verzottelt.

Einen Prinzen solchen Schicksals  
Singt mein Lied. Er ist geheiß  
Israel. Ihn hat verwandelt

Hexenspruch in einen Hund.

Hund mit hündischen Gedanken,  
Köttert er die ganze Woche  
Durch des Lebens Kot und Kehricht,  
Gassenbuben zum Gespötte.

Aber jeden Freitag Abend,  
In der Dämmerungstunde, plötzlich  
Weicht der Zauber, und der Hund  
Wird aufs Neu ein menschlich Wesen.

Mensch mit menschlichen Gefühlen,  
Mit erhobnem Haupt und Herzen,  
Festlich, reinlich schier gekleidet,  
Tritt er in des Vaters Halle.

»Sei begrüßt, geliebte Halle  
Meines königlichen Vaters!  
Zelte Jakobs, eure heiligen  
Eingangspfoften küßt mein Mund!«

Durch das Haus geheimnisvoll  
Zieht ein Wispern und ein Weben,  
Und der unsichtbare Hausherr  
Atmet schaurig in der Stille.

Stille! Nur der Seneschall  
(Vulgo Synagogendiener)  
Springt geschäftig auf und nieder,  
Um die Lampen anzuzünden.

Trostverheißend goldne Lichter,  
Wie sie glänzen, wie sie glimmern!  
Stolz aufflackern auch die Kerzen  
Auf der Brüstung des Almemors.

Vor dem Schreine, der die Thora  
Aufbewahret und verhängt ist  
Mit der kostbar seidnen Decke,  
Die von Edelsteinen funkelt –

Dort an seinem Betpultständer  
Steht schon der Gemeindesänger;  
Schmuckes Männchen, das sein schwarzes  
Mäntelchen kokett geachsel.

Um die weiße Hand zu zeigen,  
Haspelt er am Halse, seltsam  
An die Schläf den Zeigefinger,  
An die Kehl den Daumen drückend.

Trällert vor sich hin ganz leise,  
Bis er endlich lautaufjubelnd  
Seine Stimm erhebt und singt:  
Lecho Daudi likras Kalle!

Lecho Daudi likras Kalle –  
Komm, Geliebter, deiner harret  
Schon die Braut, die dir entschleiern  
Ihr verschämtes Angesicht!

Dieses hübsche Hochzeitkarmen  
Ist gedichtet von dem großen,  
Hochberühmten Minnesinger  
Don Jehuda ben Halevy.

In dem Liede wird gefeiert  
Die Vermählung Israels  
Mit der Frau Prinzessin Sabbath,  
Die man nennt die stille Fürstin.

Perl und Blume aller Schönheit

Ist die Fürstin. Schöner war  
Nicht die Königin von Saba,  
Salomonis Busenfreundin,

Die, ein Blaustrumpf Äthiopiens,  
Durch Esprit brillieren wollte,  
Und mit ihren klugen Rätseln  
Auf die Länge fatigant ward.

Die Prinzessin Sabbath, welche  
Ja die personifizierte  
Ruhe ist, verabscheut alle  
Geisteskämpfe und Debatten.

Gleich fatal ist ihr die trampelnd  
Deklamierende Passion,  
Jenes Pathos, das mit flatternd  
Aufgelöstem Haar einherstürmt.

Sittsam birgt die stille Fürstin  
In der Haube ihre Zöpfe;  
Blickt so sanft wie die Gazelle,  
Blüht so schlank wie eine Addas.

Sie erlaubt dem Liebsten alles,  
Ausgenommen Tabakrauchen –  
»Liebster! Rauchen ist verboten,  
Weil es heute Sabbath ist.

»Dafür aber heute Mittag  
Soll dir dampfen, zum Ersatz,  
Ein Gericht, das wahrhaft göttlich –  
Heute sollst du Schalet essen!«

Schalet, schöner Götterfunken,  
Tochter aus Elysium!  
Also klänge Schillers Hochlied,

Hätt er Schalet je gekostet.

Schalet ist die Himmelspeise,  
Die der liebe Herrgott selber  
Einst den Moses kochen lehrte  
Auf dem Berge Sinai,

Wo der Allerhöchste gleichfalls  
All die guten Glaubenslehren  
Und die heiligen zehn Gebote  
Wetterleuchtend offenbarte.

Schalet ist des wahren Gottes  
Koscheres Ambrosia,  
Wonnebrot des Paradieses,  
Und mit solcher Kost verglichen

Ist nur eitel Teufelsdreck  
Das Ambrosia der falschen  
Heidengötter Griechenlands,  
Die verkappte Teufel waren.

Speist der Prinz von solcher Speise,  
Glänzt sein Auge wie verkläret,  
Und er knöpft auf die Weste,  
Und er spricht mit selgem Lächeln:

»Hör ich nicht den Jordan rauschen?  
Sind das nicht die Brüßelbrunnen  
In dem Palmental von Beth-El,  
Wo gelagert die Kamele?

»Hör ich nicht die Herdenglöckchen?  
Sind das nicht die fetten Hämmel,  
Die vom Gileathgebirge  
Abendlich der Hirt herabtreibt?«

Doch der schöne Tag verflittert;  
Wie mit langen Schattenbeinen  
Kommt geschritten der Verwünschung  
Böse Stund Es seufzt der Prinz.

Ist ihm doch als griffen eiskalt  
Hexenfinger in sein Herze.  
Schon durchrieseln ihn die Schauer  
Hündischer Metamorphose.

Die Prinzessin reicht dem Prinzen  
Ihre güldne Nardenbüchse.  
Langsam riecht er Will sich laben  
Noch einmal an Wohlgerüchen.

Es kredenzt die Prinzessin  
Auch den Abschiedstrunk dem Prinzen –  
Hastig trinkt er, und im Becher  
Bleiben wen'ge Tropfen nur.

Er besprengt damit den Tisch,  
Nimmt alsdann ein kleines Wachslight,  
Und er tunkt es in die Nässe,  
Daß es knistert und erlischt.

Jehuda ben Halevy

I

Lechzend klebe mir die Zunge  
An dem Gaumen, und es welke  
Meine rechte Hand, vergäß ich  
Jemals dein, Jerusalem –«

Wort und Weise, unaufhörlich  
Schwirren sie mir heut im Kopfe,  
Und mir ist als hört ich Stimmen,  
Psalmodierend, Männerstimmen –

Manchmal kommen auch zum Vorschein  
Bärte, schattig lange Bärte –  
Traumgestalten, wer von euch  
Ist Jehuda ben Halevy?

Doch sie huschen rasch vorüber;  
Die Gespenster scheuen furchtsam  
Der Lebendgen plumpen Zuspruch –  
Aber ihn hab ich erkannt –

Ich erkannt ihn an der bleichen  
Und gedankenstolzen Stirne,  
An der Augen süßer Starrheit –  
Sahn mich an so schmerzlich forschend –

Doch zumeist erkannt ich ihn  
An dem rätselhaften Lächeln  
Jener schön gereimten Lippen,  
Die man nur bei Dichtern findet.

Jahre kommen und verfließen.  
Seit Jehuda ben Halevy  
Ward geboren, sind verflossen  
Siebenhundert funfzig Jahre –

Hat zuerst das Licht erblickt  
Zu Toledo in Kastilien,  
Und es hat der goldne Tajo  
Ihm sein Wiegenlied gelullet.

Für Entwicklung seines Geistes

Sorgte früh der strenge Vater,  
Der den Unterricht begann  
Mit dem Gottesbuch, der Thora.

Diese las er mit dem Sohne  
In dem Urtext, dessen schöne,  
Hieroglyphisch pittoreske,  
Altchaldäische Quadratschrift

Herstammt aus dem Kindesalter  
Unsrer Welt, und auch deswegen  
Jedem kindlichen Gemüte  
So vertraut entgegenlacht.

Diesen echten alten Text  
Rezitierte auch der Knabe  
In der uralte hergebrachten  
Singsangweise, Tropp geheißen –

Und er gurgelte gar lieblich  
Jene fetten Gutturalen,  
Und er schlug dabei den Triller,  
Den Schalscheleth, wie ein Vogel.

Auch den Targum Onkelos,  
Der geschrieben ist in jenem  
Plattjudäischen Idiom,  
Das wir Aramäisch nennen

Und zur Sprache der Propheten  
Sich verhalten mag etwa  
Wie das Schwäbische zum Deutschen –  
Dieses Gelbveiglein–Hebräisch

Lernte gleichfalls früh der Knabe,  
Und es kam ihm solche Kenntnis  
Bald darauf sehr gut zu Statten

Bei dem Studium des Talmuds.

Ja, frühzeitig hat der Vater  
Ihn geleitet zu dem Talmud,  
Und da hat er ihm erschlossen  
Die Halacha, diese große

Fechterschule, wo die besten  
Dialektischen Athleten  
Babylons und Pumpedithas  
Ihre Kämpferspiele trieben.

Lernen konnte hier der Knabe  
Alle Künste der Polemik;  
Seine Meisterschaft bezeugte  
Späterhin das Buch Cosari.

Doch der Himmel gießt herunter  
Zwei verschiedene Sorten Lichtes:  
Grelles Tageslicht der Sonne  
Und das mildre Mondlicht Also,

Also leuchtet auch der Talmud  
Zwiefach, und man teilt ihn ein  
In Halacha und Hagada.  
Erstre nennt ich eine Fechtschul –

Letztre aber, die Hagada,  
Will ich einen Garten nennen,  
Einen Garten, hochphantastisch  
Und vergleichbar jenem andern,

Welcher ebenfalls dem Boden  
Babylons entsprossen weiland –  
Garten der Semiramis,  
Achtes Wunderwerk der Welt.

Königin Semiramis,  
Die als Kind erzogen worden  
Von den Vögeln, und gar manche  
Vögeltümlichkeit bewahrte,

Wollte nicht auf platter Erde  
Promenieren wie wir andern  
Säugetiere, und sie pflanzte  
Einen Garten in der Luft –

Hoch auf kolossalen Säulen  
Prangten Palmen und Zypressen,  
Goldorangen, Blumenbeete,  
Marmorbilder, auch Springbrunnen,

Alles klug und fest verbunden  
Durch unzählige Hängebrücken,  
Die wie Schlingepflanzen aussah  
Und worauf sich Vögel wiegten –

Große, bunte, ernste Vögel,  
Tiefe Denker, die nicht singen,  
Während sie umflattert kleines  
Zeisigvolk, das lustig trillert –

Alle atmen ein, beseligt,  
Einen reinen Balsamduft,  
Welcher unvermischt mit schnödem  
Erdendunst und Mißgeruche.

Die Hagada ist ein Garten  
Solcher Luftkindgrillenart,  
Und der junge Talmudschüler,  
Wenn sein Herze war bestäubt

Und betäubet vom Gezänke

Der Halacha, vom Dispute  
Über das fatale Ei,  
Das ein Huhn gelegt am Festtag,

Oder über eine Frage  
Gleicher Importanz der Knabe  
Floh alsdann sich zu erfrischen  
In die blühende Hagada,

Wo die schönen alten Sagen,  
Engelmärchen und Legenden,  
Stille Märtyrerhistorien,  
Festgesänge, Weisheitsprüche,

Auch Hyperbeln, gar possierlich,  
Alles aber glaubenskräftig,  
Glaubensglühend O, das glänzte,  
Quoll und sproß so überschwenglich –

Und des Knaben edles Herze  
Ward ergriffen von der wilden,  
Abenteuerlichen Süße,  
Von der wundersamen Schmerzlust

Und den fabelhaften Schauern  
Jener seligen Geheimwelt,  
Jener großen Offenbarung,  
Die wir nennen Poesie.

Auch die Kunst der Poesie,  
Heitres Wissen, holdes Können,  
Welches wir die Dichtkunst heißen,  
Tat sich auf dem Sinn des Knaben.

Und Jehuda ben Halevy  
Ward nicht bloß ein Schriftgelehrter,  
Sondern auch der Dichtkunst Meister,

Sondern auch ein großer Dichter.

Ja, er ward ein großer Dichter,  
Stern und Fackel seiner Zeit,  
Seines Volkes Licht und Leuchte,  
Eine wunderbare, große

Feuersäule des Gesanges,  
Die der Schmerzenskarawane  
Israels vorangezogen  
In der Wüste des Exils.

Rein und wahrhaft, sonder Makel  
War sein Lied, wie seine Seele –  
Als der Schöpfer sie erschaffen,  
Diese Seele, selbstzufrieden

Küßte er die schöne Seele,  
Und des Kusses holder Nachklang  
Bebt in jedem Lied des Dichters,  
Das geweiht durch diese Gnade.

Wie im Leben, so im Dichten  
Ist das höchste Gut die Gnade –  
Wer sie hat, der kann nicht sündgen  
Nicht in Versen, noch in Prosa.

Solchen Dichter von der Gnade  
Gottes nennen wir Genie:  
Unverantwortlicher König  
Des Gedankenreiches ist er.

Nur dem Gotte steht er Rede,  
Nicht dem Volke In der Kunst,  
Wie im Leben, kann das Volk  
Töten uns, doch niemals richten. –

II

Bei den Wassern Babels saßen  
Wir und weinten, unsre Harfen  
Lehnten an den Trauerweiden –  
Kennst du noch das alte Lied?

Kennst du noch die alte Weise,  
Die im Anfang so elegisch  
Greint und sumset, wie ein Kessel,  
Welcher auf dem Herde kocht?

Lange schon, jahrtausendlange  
Kochts in mir. Ein dunkles Wehe!  
Und die Zeit leckt meine Wunde,  
Wie der Hund die Schwären Hiobs.

Dank dir, Hund, für deinen Speichel –  
Doch das kann nur kühlend lindern –  
Heilen kann mich nur der Tod,  
Aber, ach, ich bin unsterblich!

Jahre kommen und vergehen –  
In dem Webstuhl läuft geschäftig  
Schnurrend hin und her die Spule –  
Was er webt, das weiß kein Weber.

Jahre kommen und vergehen,  
Menschentränen träufeln, rinnen  
Auf die Erde, und die Erde  
Saugt sie ein mit stiller Gier –

Tolle Sud! Der Deckel springt –  
Heil dem Manne, dessen Hand  
Deine junge Brut ergreift  
Und zerschmettert an der Felswand.

Gott sei Dank! die Sud verdampft  
In dem Kessel, der allmählig  
Ganz verstummt. Es weicht mein Spleen,  
Mein westöstlich dunkler Spleen –

Auch mein Flügelrößlein wiehert  
Wieder heiter, scheint den bösen  
Nachtalp von sich abzuschütteln,  
Und die klugen Augen fragen:

Reiten wir zurück nach Spanien  
Zu dem kleinen Talmudisten,  
Der ein großer Dichter worden,  
Zu Jehuda ben Halevy?

Ja, er ward ein großer Dichter,  
Absoluter Traumweltherrscher  
Mit der Geisterkönigskrone,  
Ein Poet von Gottes Gnade,

Der in heiligen Sirventen,  
Madrigalen und Terzinen,  
Kanzonetten und Ghaselen  
Ausgegossen alle Flammen

Seiner gottgeküßten Seele!  
Wahrlich ebenbürtig war  
Dieser Troubadour den besten  
Lautenschlägern der Provence,

Poitous und der Guienne,  
Roussillons und aller andern  
Süßen Pomeranzenlande  
Der galanten Christenheit.

Der galanten Christenheit  
Süße Pomeranzenlande!  
Wie sie duften, glänzen, klingen  
In dem Zwielight der Erinnerung!

Schöne Nachtigallenwelt!  
Wo man statt des wahren Gottes  
Nur den falschen Gott der Liebe  
Und der Musen anbeten.

Clerici mit Rosenkränzen  
Auf der Glatze sangen Psalmen  
In der heitern Sprache d'oc;  
Und die Laien, edle Ritter,

Stolz auf hohen Rossen trabend,  
Spintisierten Vers und Reime  
Zur Verherrlichung der Dame,  
Der ihr Herze fröhlich diene.

Ohne Dame keine Minne,  
Und es war dem Minnesänger  
Unentbehrlich eine Dame,  
Wie dem Butterbrot die Butter.

Auch der Held, den wir besingen,  
Auch Jehuda ben Halevy  
Hatte seine Herzensdame;  
Doch sie war besondrer Art.

Sie war keine Laura, deren  
Augen, sterbliche Gestirne,  
In dem Dome am Karfreitag  
Den berühmten Brand gestiftet –

Sie war keine Chatelaine,

Die im Blütenschmuck der Jugend  
Bei Turnieren präsierte  
Und den Lorbeerkrantz erteilte –

Keine Kußrechtskasuistin  
War sie, keine Doktrinärrin,  
Die im Spruchkollegium  
Eines Minnehofs dozierte –

Jene, die der Rabbi liebte,  
War ein traurig armes Liebchen,  
Der Zerstörung Jammerbildnis,  
Und sie hieß Jerusalem.

Schon in frühen Kindestagen  
War sie seine ganze Liebe;  
Sein Gemüte machte beben  
Schon das Wort Jerusalem.

Purpurflamme auf der Wange,  
Stand der Knabe, und er horchte,  
Wenn ein Pilger nach Toledo  
Kam aus fernem Morgenlande

Und erzählte: wie verödet  
Und verunreint jetzt die Stätte,  
Wo am Boden noch die Lichtspur  
Von dem Fuße der Propheten –

Wo die Luft noch balsamieret  
Von dem ewgen Odem Gottes –  
O des Jammeranblicks! rief  
Einst ein Pilger, dessen Bart

Silberweiß hinabfloß, während  
Sich das Barthaar an der Spitze  
Wieder schwärzte und es aussah,

Als ob sich der Bart verjünte –

Ein gar wunderlicher Pilger  
Mocht es sein, die Augen lugten  
Wie aus tausendjährigem Trübsinn,  
Und er seufzt: »Jerusalem!

»Sie, die volkreich heilige Stadt  
Ist zur Wüstenei geworden,  
Wo Waldteufel, Werwolf, Schakal  
Ihr verruchtes Wesen treiben –

»Schlangen, Nachtgevögel nisten  
Im verwitterten Gemäuer;  
Aus des Fensters luftgem Bogen  
Schaut der Fuchs mit Wohlbehagen.

»Hier und da taucht auf zuweilen  
Ein zerlumpter Knecht der Wüste,  
Der sein höckriges Kamel  
In dem hohen Grase weidet.

»Auf der edlen Höhe Zions,  
Wo die goldne Feste ragte,  
Deren Herrlichkeiten zeugten  
Von der Pracht des großen Königs:

»Dort, von Unkraut überwuchert,  
Liegen nur noch graue Trümmer,  
Die uns ansehen schmerzhaft traurig,  
Daß man glauben muß, sie weinten.

»Und es heißt, sie weinten wirklich  
Einmal in dem Jahr, an jenem  
Neunten Tag des Monats Ab –  
Und mit tränend eignen Augen

»Schaute ich die dicken Tropfen  
Aus den großen Steinen sickern,  
Und ich hörte weheklagen  
Die gebrochnen Tempelsäulen.« –

Solche fromme Pilgersagen  
Weckten in der jungen Brust  
Des Jehuda ben Halevy  
Sehnsucht nach Jerusalem.

Dichtersehnsucht! ahnend, träumend  
Und fatal war sie, wie jene,  
Die auf seinem Schloß zu Blaye  
Einst empfand der alte Vidam,

Messer Geoffroi Rudello,  
Als die Ritter, die zurück  
Aus dem Morgenlande kehrten,  
Laut beim Becherklang beteuert:

Ausbund aller Huld und Züchten,  
Perl und Blume aller Frauen,  
Sei die schöne Melisande,  
Markgräfin von Tripolis.

Jeder weiß, für diese Dame  
Schwärmte jetzt der Troubadour;  
Er besang sie, und es wurde  
Ihm zu eng im Schlosse Blaye.

Und es trieb ihn fort. Zu Cette  
Schiffte er sich ein, erkrankte  
Aber auf dem Meer, und sterbend  
Kam er an zu Tripolis.

Hier erblickt er Melisanden

Endlich auch mit Leibesaugen,  
Die jedoch des Todes Schatten  
In derselben Stunde deckten.

Seinen letzten Liebessang  
Singend, starb er zu den Füßen  
Seiner Dame Melisande,  
Markgräfin von Tripolis.

Wunderbare Ähnlichkeit  
In dem Schicksal beider Dichter!  
Nur daß jener erst im Alter  
Seine große Wallfahrt antrat.

Auch Jehuda ben Halevy  
Starb zu Füßen seiner Liebsten,  
Und sein sterbend Haupt, es ruhte  
Auf den Knien Jerusalems.

### III

Nach der Schlacht bei Arabella  
Hat der große Alexander  
Land und Leute des Darius,  
Hof und Harem, Pferde, Weiber,

Elefanten und Dariken,  
Kron und Szepter, goldnen Plunder,  
Eingesteckt in seine weiten  
Mazedonschen Pluderhosen.

In dem Zelt des großen Königs,  
Der entflohn, um nicht höchstselbst  
Gleichfalls eingesteckt zu werden,  
Fand der junge Held ein Kästchen,

Eine kleine güldne Truhe,  
Mit Miniaturbildwerken  
Und mit inkrustierten Steinen  
Und Kameen reich geschmückt –

Dieses Kästchen, selbst ein Kleinod  
Unschätzbaren Wertes, diente  
Zur Bewahrung von Kleinodien,  
Des Monarchen Leibjuwelen.

Letztre schenkte Alexander  
An die Tapfern seines Heeres  
Darob lächelnd, daß sich Männer  
Kindisch freun an bunten Steinchen.

Eine kostbar schönste Gemme  
Schickte er der lieben Mutter;  
War der Siegelring des Cyrus,  
Wurde jetzt zu einer Brosche.

Seinem alten Weltarschpauker  
Aristoteles, dem sandt er  
Einen Onyx für sein großes  
Naturalienkabinett.

In dem Kästchen waren Perlen,  
Eine wunderbare Schnur,  
Die der Königin Atossa  
Einst geschenkt der falsche Smerdis –

Doch die Perlen waren echt –  
Und der heitre Sieger gab sie  
Einer schönen Tänzerin  
Aus Korinth, mit Namen Thais.

Diese trug sie in den Haaren,

Die bacchantisch aufgelöst,  
In der Brandnacht, als sie tanzte  
Zu Persepolis und frech

In die Königsburg geschleudert  
Ihre Fackel, daß laut prasselnd  
Bald die Flammenlohe aufschlug,  
Wie ein Feuerwerk zum Feste.

Nach dem Tod der schönen Thais,  
Die an einer babylonschen  
Krankheit starb zu Babylon,  
Wurden ihre Perlen dort

Auf dem Börsensaal verganert.  
Sie erstand ein Pfaff aus Memphis,  
Der sie nach Ägypten brachte,  
Wo sie später auf dem Putztisch

Der Kleopatra erschienen,  
Die die schönste Perl zerstampft  
Und mit Wein vermischt verschluckte,  
Um Antonius zu foppen.

Mit dem letzten Omayaden  
Kam die Perlenschnur nach Spanien,  
Und sie schlängelte am Turban  
Des Chalifen zu Corduba.

Abderam der Dritte trug sie  
Als Brustschleife beim Turnier,  
Wo er dreißig goldne Ringe  
Und das Herz Zuleimas stach.

Nach dem Fall der Mohrenherrschaft  
Gingen zu den Christen über  
Auch die Perlen, und gerieten

In den Kronschatz von Kastilien.

Die katholischen Majestäten  
Spanscher Königinnen schmückten  
Sich damit bei Hoffestspielen,  
Stiergefachten, Prozessionen,

So wie auch Autodafés,  
Wo sie, auf Balkonen sitzend,  
Sich erquickten am Geruche  
Von gebratenen alten Juden.

Späterhin gab Mendizabel,  
Satansenkel, diese Perlen  
In Versatz, um der Finanzen  
Defizit damit zu decken.

An dem Hof der Tuilerien  
Kam die Schnur zuletzt zum Vorschein,  
Und sie schimmerte am Halse  
Der Baronin Salomon.

So ergings den schönen Perlen.  
Minder abenteuerlich  
Gings dem Kästchen, dies behielt  
Alexander für sich selber.

Er verschloß darin die Lieder  
Des ambrosischen Homeros,  
Seines Lieblings, und zu Häupten  
Seines Bettes in der Nacht

Stand das Kästchen Schließ der König,  
Stiegen draus hervor der Helden  
Lichte Bilder, und sie schlichen  
Gaukelnd sich in seine Träume.

Andre Zeiten, andre Vögel –  
Ich, ich liebte weiland gleichfalls  
Die Gesänge von den Taten  
Des Peliden, des Odysseus.

Damals war so sonnengoldig  
Und so purpurn mir zu Mute,  
Meine Stirn umkränzte Weinlaub,  
Und es tönten die Fanfaren –

Still davon gebrochen liegt  
Jetzt mein stolzer Siegeswagen,  
Und die Panther, die ihn zogen,  
Sind verreckt, so wie die Weiber,

Die mit Pauk und Zimbelklängen  
Mich umtanzten, und ich selbst  
Wälze mich am Boden elend,  
Krüppelend still davon –

Still davon es ist die Rede  
Von dem Kästchen des Darius,  
Und ich dacht in meinem Sinne:  
Käm ich in Besitz des Kästchens,

Und mich zwänge nicht Finanznot  
Gleich dasselbe zu versilbern,  
So verschlösse ich darin  
Die Gedichte unsres Rabbi –

Des Jehuda ben Halevy  
Festgesänge, Klagelieder,  
Die Ghaselen, Reisebilder  
Seiner Wallfahrt alles ließ ich

Von dem besten Zophar schreiben

Auf der reinsten Pergamenthaut,  
Und ich legte diese Handschrift  
In das kleine goldne Kästchen.

Dieses stellt ich auf den Tisch  
Neben meinem Bett, und kämen  
Dann die Freunde und erstaunten  
Ob der Pracht der kleinen Truhe,

Ob den seltnen Basrelieffen,  
Die so winzig, doch vollendet  
Sind zugleich, und ob den großen  
Inkrustierten Edelsteinen –

Lächelnd würd ich ihnen sagen:  
Das ist nur die rohe Schale,  
Die den bessern Schatz verschließet –  
Hier in diesem Kästchen liegen

Diamanten, deren Lichter  
Abglanz, Widerschein des Himmels,  
Herzblutglühende Rubinen,  
Fleckenlose Turkoasen,

Auch Smaragde der Verheißung,  
Perlen, reiner noch als jene,  
Die der Königin Atossa  
Einst geschenkt der falsche Smerdis,

Und die späterhin geschmücket  
Alle Notabilitäten  
Dieser mondumkreisten Erde,  
Thais und Kleopatra,

Isispriester, Mohrenfürsten,  
Auch Hispaniens Königinnen,  
Und zuletzt die hochverehrte

Frau Baronin Salomon –

Diese weltberühmten Perlen,  
Sie sind nur der bleiche Schleim  
Eines armen Austertiers,  
Das im Meergrund blöde kränkelt:

Doch die Perlen hier im Kästchen  
Sind entquollen einer schönen  
Menschenseele, die noch tiefer,  
Abgrundtiefer als das Weltmeer –

Denn es sind die Tränenperlen  
Des Jehuda ben Halevy,  
Die er ob dem Untergang  
Von Jerusalem geweinet –

Perlentränen, die verbunden  
Durch des Reimes goldnen Faden,  
Aus der Dichtkunst güldnen Schmiede  
Als ein Lied hervorgegangen.

Dieses Perlentränenlied  
Ist die vielberühmte Klage,  
Die gesungen wird in allen  
Weltzerstreuten Zelten Jakobs

An dem neunten Tag des Monats,  
Der heißen Ab, dem Jahrstag  
Von Jerusalems Zerstörung  
Durch den Titus Vespasianus.

Ja, das ist das Zionslied,  
Das Jehuda ben Halevy  
Sterbend auf den heiligen Trümmern  
Von Jerusalem gesungen –

Barfuß und im Büsserkittel  
Saß er dorten auf dem Bruchstück  
Einer umgestürzten Säule; –  
Bis zur Brust herunter fiel

Wie ein greiser Wald sein Haupthaar,  
Abenteuerlich beschattend  
Das bekümmert bleiche Antlitz  
Mit den geisterhaften Augen –

Also saß er und er sang,  
Wie ein Seher aus der Vorzeit  
Anzuschauen dem Grab entstiegen  
Schien Jeremias, der Alte –

Das Gevögel der Ruinen  
Zähmte schier der wilde Schmerzlaut  
Des Gesanges, und die Geier  
Nahten horchend, fast mitleidig –

Doch ein frecher Sarazene  
Kam desselben Wegs geritten,  
Hoch zu Roß, im Bug sich wiegend  
Und die blanke Lanze schwingend –

In die Brust des armen Sängers  
Stieß er diesen Todesspeer,  
Und er jagte rasch von dannen,  
Wie ein Schattenbild beflügelt.

Ruhig floß das Blut des Rabbi,  
Ruhig seinen Sang zu Ende  
Sang er, und sein sterbeletzter  
Seufzer war Jerusalem! –

Eine alte Sage meldet,

Drittes Buch

Jener Sarazene sei  
Gar kein böser Mensch gewesen,  
Sondern ein verkappter Engel,

Der vom Himmel ward gesendet,  
Gottes Liebling zu entrücken  
Dieser Erde und zu fördern  
Ohne Qual ins Reich der Selgen.

Droben, heißt es, harrte seiner  
Ein Empfang, der schmeichelhaft  
Ganz besonders für den Dichter,  
Eine himmlische Sürprise.

Festlich kam das Chor der Engel  
Ihm entgegen mit Musik,  
Und als Hymne grüßten ihn  
Seine eignen Verse, jenes

Synagogen–Hochzeitkarmen,  
Jene Sabbathhymenäen,  
Mit den jauchzend wohlbekanntem  
Melodien welche Töne!

Englein bliesen auf Hoboen,  
Englein spielten Violine,  
Andre strichen auch die Bratsche  
Oder schlugen Pauk und Zimbel.

Und das sang und klang so lieblich,  
Und so lieblich in den weiten  
Himmelsräumen widerhallt es:  
Lecho Daudi likras Kalle.

IV

Meine Frau ist nicht zufrieden  
Mit dem vorigen Kapitel,  
Ganz besonders in Bezug  
Auf das Kästchen des Darius.

Fast mit Bitterkeit bemerkt sie:  
Daß ein Ehemann, der wahrhaft  
Religiöse sei, das Kästchen  
Gleich zu Gelde machen würde,

Um damit für seine arme,  
Legitime Ehegattin  
Einen Kaschemir zu kaufen,  
Dessen sie so sehr bedürfe.

Der Jehuda ben Halevy,  
Meinte sie, der sei hinlänglich  
Ehrenvoll bewahrt in einem  
Schönen Futteral von Pappe

Mit chinesischem eleganten  
Arabesken, wie die hübschen  
Bonbonnieren von Marquis  
Im Passage Panorama.

Sonderbar! setzt sie hinzu –  
Daß ich niemals nennen hörte  
Diesen großen Dichternamen,  
Den Jehuda ben Halevy.

Liebstes Kind, gab ich zur Antwort,  
Solche holde Ignoranz,  
Sie bekundet die Lakunen  
Der französischen Erziehung,

Der Pariser Pensionate,

Wo die Mädchen, diese künftigen  
Mütter eines freien Volkes,  
Ihren Unterricht genießen –

Alte Mumien, ausgestopfte  
Pharaonen von Ägypten,  
Merovinger Schattenkönige,  
Ungepuderte Perücken,

Auch die Zopfmonarchen Chinas,  
Porzellanpagodenkaiser –  
Alle lernen sie auswendig,  
Kluge Mädchen, aber Himmel –

Fragt man sie nach großen Namen  
Aus dem großen Goldzeitalter  
Der arabisch–althispanisch  
Jüdischen Poetenschule,

Fragt man nach dem Dreigestirn,  
Nach Jehuda ben Halevy,  
Nach dem Salomon Gabirol  
Und dem Moses Iben Esra –

Fragt man nach dergleichen Namen,  
Dann mit großen Augen schaun  
Uns die Kleinen an alsdann  
Stehn am Berge die Ochsinnen.

Raten möcht ich dir, Geliebte,  
Nachzuholen das Versäumte  
Und Hebräisch zu erlernen –  
Laß Theater und Konzerte,

Widme einige Jahre solchem  
Studium, du kannst alsdann  
Im Originale lesen

Iben Esra und Gabirol

Und versteht sich den Halevy,  
Das Triumvirat der Dichtkunst,  
Das dem Saitenspiel Davidis  
Einst entlockt die schönsten Laute.

Alcharisi der, ich wette,  
Dir nicht minder unbekannt ist,  
Ober gleich, französ'scher Witzbold,  
Den Hariri überwitzelt

Im Gebiete der Makame,  
Und ein Voltairianer war  
Schon sechshundert Jahr vor Voltair' –  
Jener Alcharisi sagte:

»Durch Gedanken glänzt Gabirol  
Und gefällt zumeist dem Denker,  
Iben Esra glänzt durch Kunst  
Und behagt weit mehr dem Künstler –

»Aber Beider Eigenschaften  
Hat Jehuda ben Halevy,  
Und er ist ein großer Dichter  
Und ein Liebling aller Menschen.«

Iben Esra war ein Freund  
Und, ich glaube, auch ein Vetter  
Des Jehuda ben Halevy,  
Der in seinem Wanderbuche

Schmerzlich klagt, wie er vergebens  
In Granada aufgesucht hat  
Seinen Freund, und nur den Bruder  
Dorten fand, den Medikus,

Rabbi Meyer, auch ein Dichter  
Und der Vater jener Schönen,  
Die mit hoffnungsloser Flamme  
Iben Esras Herz entzunden –

Um das Mühmchen zu vergessen,  
Griff er nach dem Wanderstabe,  
Wie so mancher der Kollegen;  
Lebte unstet, heimatlos.

Pilgernd nach Jerusalem,  
Überfielen ihn Tartaren,  
Die an einen Gaul gebunden  
Ihn nach ihren Steppen schleppten.

Mußte Dienste dort verrichten,  
Die nicht würdig eines Rabbi  
Und noch wenger eines Dichters,  
Mußte nämlich Kühe melken.

Einstens, als er unterm Bauche  
Einer Kuh gekauert saß,  
Ihre Euter hastig fingernd,  
Daß die Milch floß in den Zuber –

Eine Position, unwürdig  
Eines Rabbis, eines Dichters –  
Da befahl ihm tiefe Wehmut,  
Und er fing zu singen an,

Und er sang so schön und lieblich,  
Daß der Chan, der Fürst der Horde,  
Der vorbeiging, ward gerührt  
Und die Freiheit gab dem Sklaven.

Auch Geschenke gab er ihm,

Einen Fuchspelz, eine lange  
Sarazenenmandoline  
Und das Zehrgeld für die Heimkehr.

Dichterschicksal! böser Unstern,  
Der die Söhne des Apollo  
Tödlich nergelt, und sogar  
Ihren Vater nicht verschont hat,

Als er, hinter Daphnen laufend,  
Statt des weißen Nymphenleibes  
Nur den Lorbeerbaum erfaßte,  
Er, der göttliche Schlemihl!

Ja, der hohe Delphier ist  
Ein Schlemihl, und gar der Lorbeer,  
Der so stolz die Stirne krönet,  
Ist ein Zeichen des Schlemihltums.

Was das Wort Schlemihl bedeutet,  
Wissen wir. Hat doch Chamisso  
Ihm das Bürgerrecht in Deutschland  
Längst verschafft, dem Worte nämlich.

Aber unbekannt geblieben,  
Wie des heiligen Niles Quellen,  
Ist sein Ursprung; hab darüber  
Nachgegrübelt manche Nacht.

Zu Berlin vor vielen Jahren  
Wandt ich mich deshalb an unsern  
Freund Chamisso, suchte Auskunft  
Beim Dekane der Schlemihle.

Doch er konnt mich nicht befriedgen  
Und verwies mich drob an Hitzig,  
Der ihm den Familiennamen

Seines schattenlosen Peters

Einst verraten. Alsbald nahm ich  
Eine Droschke und ich rollte  
Zu dem Kriminalrat Hitzig,  
Welcher ehemals Itzig hieß –

Als er noch ein Itzig war,  
Träumte ihm, er sah geschrieben  
An dem Himmel seinen Namen  
Und davor den Buchstab H.

»Was bedeutet dieses H?«  
Frug er sich »etwa Herr Itzig  
Oder Heilger Itzig? Heilger  
Ist ein schöner Titel aber

»In Berlin nicht passend« Endlich  
Grübelnsmüd nannt er sich Hitzig,  
Und nur die Getreuen wußten:  
In dem Hitzig steckt ein Heilger.

Heilger Hitzig! sprach ich also,  
Als ich zu ihm kam, Sie sollen  
Mir die Etymologie  
Von dem Wort Schlemihl erklären.

Viel Umschweife nahm der Heilge,  
Konnte sich nicht recht erinnern,  
Eine Ausflucht nach der andern,  
Immer christlich Bis mir endlich,

Endlich alle Knöpfe rissen  
An der Hose der Geduld,  
Und ich anfang so zu fluchen,  
So gottlästerlich zu fluchen,

Daß der fromme Pietist,  
Leichenblaß und beineschlotternd,  
Unverzüglich mir willfahrte  
Und mir Folgendes erzählte:

»In der Bibel ist zu lesen,  
Als zur Zeit der Wüstenwanderung  
Israel sich oft erlustigt  
Mit den Töchtern Kanaans,

»Da geschah es, daß der Pinhas  
Sahe, wieder edle Simri  
Buhlschaft trieb mit einem Weibsbild  
Aus dem Stamm der Kananiter,

»Und alsbald ergriff er zornig  
Seinen Speer und hat den Simri  
Auf der Stelle totgestochen –  
Also heißt es in der Bibel.

»Aber mündlich überliefert  
Hat im Volke sich die Sage,  
Daß es nicht der Simri war,  
Den des Pinhas Speer getroffen,

»Sondern daß der Blinderzürnte,  
Statt des Sünders, unversehens  
Einen ganz Unschuldgen traf,  
Den Schlemihl ben Zuri Schadday.« –

Dieser nun, Schlemihl I.,  
Ist der Ahnherr des Geschlechtes  
Derer von Schlemihl. Wir stammen  
Von Schlemihl ben Zuri Schadday.

Freilich keine Heldentaten

Meldet man von ihm, wir kennen  
Nur den Namen und wir wissen,  
Daß er ein Schlemihl gewesen.

Doch geschätzt wird ein Stammbaum  
Nicht ob seinen guten Früchten,  
Sondern nur ob seinem Alter –  
Drei Jahrtausend zählt der unsre!

Jahre kommen und vergehen –  
Drei Jahrtausende verfließen,  
Seit gestorben unser Ahnherr,  
Herr Schlemihl ben Zuri Schadday.

Längst ist auch der Pinhas tot –  
Doch sein Speer hat sich erhalten,  
Und wir hören ihn beständig  
Über unsre Häupter schwirren.

Und die besten Herzen trifft er –  
Wie Jehuda ben Halevy,  
Traf er Moses Iben Esra  
Und er traf auch den Gabirol –

Den Gabirol, diesen treuen  
Gottgeweihten Minnesänger,  
Diese fromme Nachtigall,  
Deren Rose Gott gewesen –

Diese Nachtigall, die zärtlich  
Ihre Liebeslieder sang  
In der Dunkelheit der gotisch  
Mittelalterlichen Nacht!

Unerschrocken, unbekümmert  
Ob den Fratzen und Gespenstern,  
Ob dem Wust von Tod und Wahnsinn,

Die gespukt in jener Nacht –

Sie, die Nachtigall, sie dachte  
Nur an ihren göttlich Liebsten,  
Dem sie ihre Liebe schluchzte,  
Den ihr Lobgesang verherrlicht! –

Dreißig Lenze sah Gabirol  
Hier auf Erden, aber Fama  
Ausposaunte seines Namens  
Herrlichkeit durch alle Lande.

Zu Corduba, wo er wohnte,  
War ein Mohr sein nächster Nachbar,  
Welcher gleichfalls Verse machte  
Und des Dichters Ruhm beneidet'.

Hörte er den Dichter singen,  
Schwoll dem Mohren gleich die Galle,  
Und der Lieder Süße wurde  
Bitter Wehmut für den Neidhart.

Er verlockte den Verhaßten  
Nächtlich in sein Haus, erschlug ihn  
Dorten und vergrub den Leichnam  
Hinterm Hause in dem Garten.

Aber siehe! aus dem Boden,  
Wo die Leiche eingescharrt war,  
Wuchs hervor ein Feigenbaum  
Von der wunderbarsten Schönheit.

Seine Frucht war seltsam länglich  
Und von seltsam würzger Süße,  
Wer davon genoß, versank  
In ein träumerisch Entzücken.

In dem Volke ging darüber  
Viel Gerede und Gemunkel,  
Das am End zu den erlauchten  
Ohren des Chalifen kam.

Dieser prüfte eigenzünftig  
Jenes Feigenphänomen,  
Und ernannte eine strenge  
Untersuchungskommission.

Man verfuhr summarisch. Sechzig  
Bambushiebe auf die Sohlen  
Gab man gleich dem Herrn des Baumes,  
Welcher eingestand die Untat.

Darauf riß man auch den Baum  
Mit den Wurzeln aus dem Boden,  
Und zum Vorschein kam die Leiche  
Des erschlagenen Gabirol.

Diese ward mit Pomp bestattet  
Und betrauert von den Brüdern;  
An demselben Tage henkte  
Man den Mohren zu Corduba.

(Fragment)

Disputation

In der Aula zu Toledo  
Klingen schmetternd die Fanfaren;  
Zu dem geistlichen Turnei  
Wallt das Volk in bunten Scharen.

Das ist nicht ein weltlich Stechen,  
Keine Eisenwaffe blitzet –  
Eine Lanze ist das Wort,  
Das scholastisch scharf gespitzt.

Nicht galante Paladins  
Fechten hier, nicht Damendiener –  
Dieses Kampfes Ritter sind  
Kapuziner und Rabbiner.

Statt des Helmes tragen sie  
Schabbesdeckel und Kapuzen;  
Skapulier und Arbekankeß  
Sind der Harnisch, drob sie trutzen.

Welches ist der wahre Gott?  
Ist es der Hebräer starrer  
Großer Eingott, dessen Kämpfe  
Rabbi Juda. der Navarrer?

Oder ist es der dreifaltge  
Liebegott der Christianer,  
Dessen Kämpfe Frater Jose,  
Gardian der Franziskaner?

Durch die Macht der Argumente,  
Durch der Logik Kettenschlüsse  
Und Zitate von Autoren,  
Die man anerkennen müsse,

Will ein jeder Kämpfe seinen  
Gegner ad absurdum führen  
Und die wahre Göttlichkeit  
Seines Gottes demonstrieren.

Festgestellt ist: daß derjenge,  
Der im Streit ward überwunden,  
Seines Gegners Religion  
Anzunehmen sei verbunden,

Daß der Jude sich der Taufe  
Heilgem Sakramente füge,  
Und im Gegenteil der Christ  
Der Beschneidung unterliege.

Jedem von den beiden Kämpen  
Beigesellt sind elf Genossen,  
Die zu teilen sein Geschick  
Sind in Freud und Leid entschlossen.

Glaubenssicher sind die Mönche  
Von des Gardians Geleitschaft,  
Halten schon Weihwasserkübel  
Für die Taufe in Bereitschaft,

Schwingen schon die Sprengelbesen  
Und die blanken Räucherfässer –  
Ihre Gegner unterdessen  
Wetzen die Beschneidungsmesser.

Beide Rotten stehn schlagfertig  
Vor den Schranken in dem Saale,  
Und das Volk mit Ungeduld  
Harret drängend der Signale.

Unterm güldnen Baldachin  
Und umrauscht vom Hofgesinde  
Sitzt der König und die Königin;  
Diese gleicht einem Kinde.

Ein französisch stumpfes Näschen,

Schalkheit kichert in den Mienen,  
Doch bezaubernd sind des Mundes  
Immer lächelnde Rubinen.

Schöne, flatterhafte Blume –  
Daß sich ihrer Gott erbarme –  
Von dem heitern Seineufer  
Wurde sie verpflanzt, die arme,

Hierher in den steifen Boden  
Der hispanischen Grandezza;  
Weiland hieß sie Blanch' de Bourbon,  
Donna Blanka heißt sie jetzo.

Pedro wird genannt der König  
Mit dem Zusatz der Grausame;  
Aber heute, milden Sinnes,  
Ist er besser als sein Name.

Unterhält sich gut gelaunt  
Mit des Hofes Edelleuten;  
Auch den Juden und den Mohren  
Sagt er viele Artigkeiten.

Diese Ritter ohne Vorhaut  
Sind des Königs Lieblingsschranzen,  
Sie befehlen seine Heere,  
Sie verwalten die Finanzen.

Aber plötzlich Paukenschläge,  
Und es melden die Trompeten,  
Daß begonnen hat der Maulkampf,  
Der Disput der zwei Athleten.

Der Gardian der Franziskaner  
Bricht hervor mit frommem Grimme;  
Polternd roh und widrig greinend

Ist abwechselnd seine Stimme.

In des Vaters und des Sohnes  
Und des heiligen Geistes Namen  
Exorzieret er den Rabbi,  
Jakobs maledeiten Samen.

Denn bei solchen Kontroversen  
Sind oft Teufelchen verborgen  
In dem Juden, die mit Scharfsinn,  
Witz und Gründen ihn versorgen.

Nun die Teufel ausgetrieben  
Durch die Macht des Exorzismus,  
Kommt der Mönch auch zur Dogmatik,  
Kugelt ab den Katechismus.

Er erzählt, daß in der Gottheit  
Drei Personen sind enthalten,  
Die jedoch zu einer einzgen,  
Wenn es passend, sich gestalten –

Ein Mysterium, das nur  
Von demjengen wird verstanden,  
Der entsprungen ist dem Kerker  
Der Vernunft und ihren Banden.

Er erzählt: wie Gott der Herr  
Ward zu Bethlehem geboren  
Von der Jungfrau, welche niemals  
Ihre Jungferschaft verloren;

Wie der Herr der Welt gelegen  
In der Krippe, und ein Kühlein  
Und ein Öchslein bei ihm stunden,  
Schier andächtig, zwei Rindviehlein.

Er erzählte: wie der Herr  
Vor den Schergen des Herodes  
Nach Ägypten floh, und später  
Litt die herbe Pein des Todes

Unter Pontio Pilato,  
Der das Urteil unterschrieben,  
Von den harten Pharisäern,  
Von den Juden angetrieben.

Er erzählte: wie der Herr,  
Der entstieg seinem Grabe  
Schon am dritten Tag, gen Himmel  
Seinen Flug genommen habe;

Wie er aber, wenn es Zeit ist,  
Wiederkehren auf die Erde  
Und zu Josaphat die Toten  
Und Lebendgen richten werde.

»Zittert, Juden!« rief der Mönch,  
»Vor dem Gott, den ihr mit Hieben  
Und mit Dornen habt gemartert,  
Den ihr in den Tod getrieben.

»Seine Mörder, Volk der Rachsucht,  
Juden, das seid ihr gewesen –  
Immer meuchelt ihr den Heiland,  
Welcher kommt, euch zu erlösen.

»Judenvolk, du bist ein Aas,  
Worin hausen die Dämonen;  
Eure Leiber sind Kasernen  
Für des Teufels Legionen.

»Thomas von Aquino sagt es,

Den man nennt den großen Ochsen  
Der Gelehrsamkeit, er ist  
Licht und Lust der Orthodoxen.

»Judenvolk, ihr seid Hyänen,  
Wölfe, Schakals, die in Gräbern  
Wühlen, um der Toten Leichnam'  
Blutfraßgierig aufzustöbern.

»Juden, Juden, ihr seid Säue,  
Paviane, Nashorntiere,  
Die man nennt Rhinozerosse,  
Krokodile und Vampire.

»Ihr seid Raben, Eulen, Uhus,  
Fledermäuse, Wiedehöpfe,  
Leichenhühner, Basilisken,  
Galgenvögel, Nachtgeschöpfe.

»Ihr seid Vipern und Blindschleichen,  
Klapperschlangen, giftge Kröten,  
Ottern, Nattern Christus wird  
Eur verfluchtes Haupt zertreten.

»Oder wollt ihr, Maledeiten,  
Eure armen Seelen retten?  
Aus der Bosheit Synagoge  
Flüchtet nach den frommen Stätten,

»Nach der Liebe lichtigem Dome,  
Wo im benedeiten Becken  
Euch der Quell der Gnade sprudelt –  
Drin sollt ihr die Köpfe stecken –

»Wascht dort ab den alten Adam  
Und die Laster, die ihn schwärzen;  
Des verjährten Grolles Schimmel,

Wascht ihn ab von euren Herzen!

»Hört ihr nicht des Heilands Stimme?  
Euren neuen Namen rief er –  
Lauset euch an Christi Brust  
Von der Sünde Ungeziefer!

»Unser Gott, der ist die Liebe,  
Und er gleicht einem Lamme;  
Um zu sühnen unsre Schuld,  
Starb er an des Kreuzes Stamme.

»Unser Gott, der ist die Liebe,  
Jesus Christus ist sein Name;  
Seine Duldsamkeit und Demut  
Suchen wir stets nachzuahmen.

»Deshalb sind wir auch so sanft,  
So leutselig, ruhig, milde,  
Hadern niemals, nach des Lammes,  
Des Versöhhners, Musterbilde.

»Einst im Himmel werden wir  
Ganz verklärt zu frommen Englein,  
Und wir wandeln dort gottselig,  
In den Händen Liljensenglein.

»Statt der groben Kutten tragen  
Wir die reinlichsten Gewänder  
Von Moußlin, Brokat und Seide,  
Goldne Troddeln, bunte Bänder.

»Keine Glatze mehr! Goldlocken  
Flattern dort um unsre Köpfe;  
Allerliebste Jungfrau flechten  
Uns das Haar in hübsche Zöpfe.

»Weinpokale wird es droben  
Von viel weiterm Umfang geben  
Als die Becher sind hier unten,  
Worin schäumt der Saft der Reben.

»Doch im Gegenteil viel enger  
Als ein Weibermund hienieden,  
Wird das Frauenmündchen sein,  
Das dort oben uns beschieden.

»Trinkend, küssend, lachend wollen  
Wir die Ewigkeit verbringen,  
Und verzückt Halleluja,  
Kyrie Eleison singen.«

Also schloß der Christ. Die Mönchlein  
Glaubten schon, Erleuchtung träte  
In die Herzen, und sie schlepten  
Flink herbei das Taufgeräte.

Doch die wasserscheuen Juden  
Schütteln sich und grinsen schnöde.  
Rabbi Juda, der Navarrer,  
Hub jetzt an die Gegenrede:

»Um für deine Saat zu düngen  
Meines Geistes dürrer Acker,  
Mit Mistkarren voll Schimpfwörter  
Hast du mich beschmissen wacker.

»So folgt jeder der Methode,  
Dran er nun einmal gewöhnet,  
Und anstatt dich drob zu schelten,  
Sag ich Dank dir, wohlversöhnet.

»Die Dreieinigkeitsdoktrin

Kann für unsre Leut nicht passen,  
Die mit Regula–de–tri  
Sich von Jugend aufbefassen.

»Daß in deinem Gotte drei,  
Drei Personen sind enthalten,  
Ist bescheiden noch, sechstausend  
Götter gab es bei den Alten.

»Unbekannt ist mir der Gott,  
Den ihr Christum pflegt zu nennen;  
Seine Jungfer Mutter gleichfalls  
Hab ich nicht die Ehr zu kennen.

»Ich bedaure, daß er einst,  
Vor etwa zwölfhundert Jahren,  
Einge Unannehmlichkeiten  
Zu Jerusalem erfahren.

»Ob die Juden ihn getötet,  
Das ist schwer jetzt zu erkunden,  
Da ja das Corpus Delicti  
Schon am dritten Tag verschwunden.

»Daß er ein Verwandter sei  
Unsres Gottes, ist nicht minder  
Zweifelhaft; so viel wir wissen,  
Hat der letztre keine Kinder.

»Unser Gott ist nicht gestorben  
Als ein armes Lämmerschwänzchen  
Für die Menschheit, ist kein süßes  
Philantröpfchen, Faselhänschen.

»Unser Gott ist nicht die Liebe;  
Schnäbeln ist nicht seine Sache,  
Denn er ist ein Donnergott

Und er ist ein Gott der Rache.

»Seines Zornes Blitze treffen  
Uerbittlich jeden Sünder,  
Und des Vaters Schulden büßen  
Oft die späten Enkelkinder.

»Unser Gott, der ist lebendig,  
Und in seiner Himmelshalle  
Existieret er drauf los  
Durch die Ewigkeiten alle.

»Unser Gott, und der ist auch  
Ein gesunder Gott, kein Mythos  
Bleich und dünne wie Oblaten  
Oder Schatten am Cocytos.

»Unser Gott ist stark. In Händen  
Trägt er Sonne, Mond, Gestirne;  
Throne brechen, Völker schwinden,  
Wenn er runzelt seine Stirne.

»Und er ist ein großer Gott.  
David singt: Ermessen ließe  
Sich die Größe nicht, die Erde  
Sei der Schemel seiner Füße.

»Unser Gott liebt die Musik,  
Saitenspiel und Festgesänge;  
Doch wie Ferkelgrunzen sind  
Ihm zuwider Glockenklänge.

»Leviathan heißt der Fisch,  
Welcher haust im Meeresgrunde;  
Mit ihm spielet Gott der Herr  
Alle Tage eine Stunde –

»Ausgenommen an dem neunten  
Tag des Monats Ab, wo nämlich  
Eingeäschert ward sein Tempel;  
An dem Tag ist er zu grämlich.

»Des Leviathans Länge ist  
Hundert Meilen, hat Floßfedern  
Groß wie König Ok von Basan,  
Und sein Schwanz ist wie ein Zedern.

»Doch sein Fleisch ist delikat,  
Delikater als Schildkröten,  
Und am Tag der Auferstehung  
Wird der Herr zu Tische beten.

»Alle frommen Auserwählten,  
Die Gerechten und die Weisen –  
Unsres Herrgotts Lieblingsfisch  
Werden sie alsdann verspeisen,

»Teils mit weißer Knoblauchbrühe,  
Teils auch braun in Wein gesotten,  
Mit Gewürzen und Rosinen,  
Ungefähr wie Matelotten.

»In der weißen Knoblauchbrühe  
Schwimmen kleine Schäbchen Rettich –  
So bereitet, Frater Jose,  
Mundet dir das Fischlein, wett ich!

»Auch die braune ist so lecker,  
Nämlich die Rosinensauce,  
Sie wird himmlisch wohl behagen  
Deinem Bäuchlein, Frater Jose.

»Was Gott kocht, ist gut gekocht!

Mönchlein, nimm jetzt meinen Rat an,  
Opfre hin die alte Vorhaut  
Und erquick dich am Leviathan.«

Also lockend sprach der Rabbi,  
Lockend, ködernd, heimlich schmunzelnd,  
Und die Juden schwangen schon  
Ihre Messer wonnegrunzelnd,

Um als Sieger zu skalpieren  
Die verfallenen Vorhäute,  
Wahre spolia opima  
In dem wunderlichen Streite.

Doch die Mönche hielten fest  
An dem väterlichen Glauben  
Und an ihrer Vorhaut, ließen  
Sich derselben nicht berauben.

Nach dem Juden sprach aufs neue  
Der katholische Bekehrer;  
Wieder schimpft er, jedes Wort  
Ist ein Nachttopf, und kein leerer.

Darauf repliziert der Rabbi  
Mit zurückgehaltne Eifer;  
Wie sein Herz auch überkocht,  
Doch verschluckt er seinen Geifer.

Er beruft sich auf die Mischna,  
Kommentare und Traktate;  
Bringt auch aus dem Tausves–Jontof  
Viel beweisende Zitate.

Aber welche Blasphemie  
Muß er von dem Mönche hören!  
Dieser sprach: der Tausves–Jontof

Möge sich zum Teufel scheren.

»Da hört alles auf, o Gott!«  
Kreischt der Rabbi jetzt entsetzlich;  
Und es reißt ihm die Geduld,  
Rappelköpfig wird er plötzlich.

»Gilt nichts mehr der Tausves–Jontof,  
Was soll gelten? Zeter! Zeter!  
Räche, Herr, die Missetat,  
Strafe, Herr, den Übeltäter!

»Denn der Tausves–Jontof, Gott,  
Das bist du! Und an dem frechen  
Tausvesjontof–Leugner mußt du  
Deines Namens Ehre rächen.

»Laß den Abgrund ihn verschlingen,  
Wie des Korah böse Rotte,  
Die sich wider dich empört  
Durch Emeute und Komplotte.

»Donnre deinen besten Donner!  
Strafe, o mein Gott, den Frevel –  
Hattest du doch zu Sodoma  
Und Gomorrha Pech und Schwefel!

»Trefte, Herr, die Kapuziner,  
Wie du Pharaon getroffen,  
Der uns nachgesetzt, als wir  
Wohl bepackt davongeloffen.

»Hunderttausend Ritter folgten  
Diesem König von Mizrayim,  
Stahlbepanzert, blanke Schwerter  
In den schrecklichen Jadayim.

»Gott! da hast du ausgestreckt  
Deine Jad, und samt dem Heere  
Ward ertränkt, wie junge Katzen,  
Pharao im roten Meere.

»Trefte, Herr, die Kapuziner,  
Zeige den infamen Schuftten,  
Daß die Blitze deines Zorns  
Nicht verrauchten und verpufften.

»Deines Sieges Ruhm und Preis  
Will ich singen dann und sagen,  
Und dabei, wie Mirjam tat,  
Tanzen und die Pauke schlagen.«

In die Rede grimmig fiel  
Jetzt der Mönch dem Zornentflamnten:  
»Mag dich selbst der Herr verderben,  
Dich Verfluchten und Verdammten!

»Trotzen kann ich deinen Teufeln,  
Deinem schmutzgen Fliegengotte,  
Luzifer und Belzebube,  
Belial und Astarothe.

»Trotzen kann ich deinen Geistern,  
Deinen dunkeln Höllenpossen,  
Denn in mir ist Jesus Christus,  
Habe seinen Leib genossen.

»Christus ist mein Leibgericht,  
Schmeckt viel besser als Leviathan  
Mit der weißen Knoblauchsauce,  
Die vielleicht gekocht der Satan.

»Ach! anstatt zu disputieren,

Lieber möcht ich schmoren, braten  
Auf dem wärmsten Scheiterhaufen  
Dich und deine Kameraden.«

Also tost in Schimpf und Ernst  
Das Turnei für Gott und Glauben,  
Doch die Kämpen ganz vergeblich  
Kreischen, schelten, wüten, schnauben.

Schon zwölf Stunden währt der Kampf,  
Dem kein End ist abzuschauen;  
Müde wird das Publikum,  
Und es schwitzen stark die Frauen.

Auch der Hof wird ungeduldig,  
Manche Zofe gähnt ein wenig.  
Zu der schönen Königin  
Wendet fragend sich der König:

»Sagt mir, was ist Eure Meinung?  
Wer hat Recht von diesen beiden?  
Wollt Ihr für den Rabbi Euch  
Oder für den Mönch entscheiden?«

Donna Blanka schaut ihn an,  
Und wie sinnend ihre Hände  
Mit verschränkten Fingern drückt sie  
An die Stirn und spricht am Ende:

»Welcher Recht hat, weiß ich nicht –  
Doch es will mich schier bedünken,  
Daß der Rabbi und der Mönch,  
Daß sie alle beide stinken.«

### Nachwort zum »Romanzero«

Ich habe dieses Buch Romanzero genannt, weil der Romanzenton vorherrschend in den Gedichten, die hier gesammelt. Mit wenigen Ausnahmen schrieb ich sie während der letzten drei Jahre, unter mancherlei körperlichen Hindernissen und Qualen. Gleichzeitig mit dem Romanzero lasse ich in derselben Verlagshandlung ein Büchlein erscheinen, welches »Der Doktor Faust, ein Tanzpoem, nebst kuriosen Berichten über Teufel, Hexen und Dichtkunst« betitelt ist. Ich empfehle solches einem verehrungswürdigen Publikum, das sich gern ohne Kopfanstrengung über dergleichen Dinge belehren lassen möchte; es ist eine leichte Goldarbeit, worüber gewiß mancher Grobschmied den Kopf schütteln wird. Ich hegte ursprünglich die Absicht, dieses Produkt dem Romanzero einzuverleiben, was ich aber unterließ, um nicht die Einheit der Stimmung, die in letzterem waltet und gleichsam sein Kolorit bildet, zu stören. Jenes Tanzpoem schrieb ich nämlich im Jahre 1847, zu einer Zeit, wo mein böses Siechtum bereits bedenklich vorgeschritten war, aber doch noch nicht seine grämlichen Schatten über mein Gemüt warf. Ich hatte damals noch etwas Fleisch und Heidentum an mir, und ich war noch nicht zu dem spiritualistischen Skelette abgemagert, das jetzt seiner gänzlichen Auflösung entgegenharrt. Aber existiere ich wirklich noch? Mein Leib ist so sehr in die Krümpe gegangen, daß schier nichts übrig geblieben als die Stimme, und mein Bett mahnt mich an das tönende Grab des Zauberers Merlinus, welches sich im Walde Brozeliand in der Bretagne befindet, unter hohen Eichen, deren Wipfel wie grüne Flammen gen Himmel lodern. Ach, um diese Bäume und ihr frisches Wehen beneide ich dich, Kollege Merlinus, denn kein grünes Blatt rauscht herein in meine Matratzengruft zu Paris, wo ich früh und spat nur Wagengerassel, Gehämmer, Gekeife und Klaviergeklimper vernehme. Ein Grab ohne Ruhe, der Tod ohne die Privilegien der Verstorbenen, die kein Geld auszugeben und keine Briefe oder gar Bücher zu schreiben brauchen das ist ein trauriger Zustand. Man hat mir längst das Maß genommen zum Sarg, auch zum Nekrolog, aber ich sterbe so langsam, daß solches nachgerade langweilig wird für mich, wie für meine Freunde. Doch Geduld, alles hat sein Ende. Ihr werdet eines Morgens die Bude geschlossen finden, wo euch die Puppenspiele meines Humors so oft ergötzen.

Was soll aber, wenn ich tot bin, aus den armen Hauswürsten werden, die ich seit Jahren bei jenen Darstellungen employiert hatte? Was soll z. B. aus Maßmann werden? Ungern verlaß ich ihn, und es erfaßt mich schier eine tiefe Wehmut, wenn ich denke an die Verse:

Ich sehe die kurzen Beinchen nicht mehr,  
Nicht mehr die platte Nase;  
Er schlug wie ein Pudel frisch, fromm, fröhlich, frei,  
Die Purzelbäume im Grase.

Und er versteht Latein. Ich habe freilich in meinen Schriften so oft das Gegenteil behauptet, daß Niemand mehr meine Behauptung bezweifelte, und der Ärmste ein Stichblatt der allgemeinen Verhöhnung ward. Die Schulbuben frugen ihn, in welcher Sprache der Don Quixote geschrieben sei? und wenn mein armer Maßmann antwortete: in spanischer Sprache erwiderten sie, er irre sich, derselbe sei lateinisch geschrieben und das käme ihm so spanisch vor. Sogar die eigene Gattin war grausam genug, bei häuslichen Mißverständnissen auszurufen, sie wundere sich, daß ihr Mann sie nicht verstehe, da sie doch Deutsch und kein Latein gesprochen habe. Die Maßmännische Großmutter, eine Wäscherin von unbescholtener Sittlichkeit und die einst für Friedrich den Großen gewaschen, hat sich über die Schmach ihres Enkels zu Tode gegrämt; der Onkel, ein wackerer altpreußischer Schuhflicker, bildete sich ein, die ganze Familie sei schimpfiert, und vor Verdruß ergab er sich dem Trunk.

Ich bedaure, daß meine jugendliche Unbesonnenheit solches Unheil angerichtet. Die würdige Waschfrau kann ich leider nicht wieder ins Leben zurückrufen, und den zartfühlenden Oheim, der jetzt zu Berlin in der Gosse liegt,

kann ich nicht mehr des Schnapses entwöhnen; aber ihn selbst, meinen armen Hanswurst Maßmann, will ich in der öffentlichen Meinung wieder rehabilitieren, indem ich alles was ich über seine Lateinlosigkeit, seine lateinische Impotenz, seine magna linguae romanae ignorantia jemals geäußert habe, feierlich widerrufe.

So hätte ich denn mein Gewissen erleichtert. Wenn man auf dem Sterbebette liegt, wird man sehr empfindsam und weichselig, und möchte Frieden machen mit Gott und der Welt. Ich gestehe es, ich habe Manchen gekratzt, Manchen gebissen, und war kein Lamm. Aber glaubt mir, jene gepriesenen Lämmer der Sanftmut würden sich minder frömmig gebärden, besäßen sie die Zähne und die Tatzen des Tigers. Ich kann mich rühmen, daß ich mich solcher angeborenen Waffen nur selten bedient habe. Seit ich selbst der Barmherzigkeit Gottes bedürftig, habe ich allen meinen Feinden Amnestie erteilt; manche schöne Gedichte, die gegen sehr hohe und sehr niedrige Personen gerichtet waren, wurden deshalb in vorliegender Sammlung nicht aufgenommen. Gedichte, die nur halbweg Anzüglichkeiten gegen den lieben Gott selbst enthielten, habe ich mit ängstlichstem Eifer den Flammen überliefert. Es ist besser, daß die Verse brennen als der Versifex. Ja, wie mit der Kreatur, habe ich auch mit dem Schöpfer Frieden gemacht, zum größten Ärgernis meiner aufgeklärten Freunde, die mir Vorwürfe machten über dieses Zurückfallen in den alten Aberglauben, wie sie meine Heimkehr zu Gott zu nennen liebten. Andere, in ihrer Intoleranz, äußerten sich noch herber. Der gesamte hohe Klerus des Atheismus hat sein Anathema über mich ausgesprochen, und es gibt fanatische Pfaffen des Unglaubens, die mich gerne auf die Folter spannten, damit ich meine Ketzereien bekenne. Zum Glück stehen ihnen keine andern Folterinstrumente zu Gebote als ihre Schriften. Aber ich will auch ohne Tortur alles bekennen. Ja, ich bin zurückgekehrt zu Gott, wie der verlorene Sohn, nachdem ich lange Zeit bei den Hegelianern die Schweine gehütet. War es die Misère, die mich zurücktrieb? Vielleicht ein minder miserabler Grund. Das himmlische Heimweh überfiel mich und trieb mich fort durch Wälder und Schluchten, über die schwindlichsten Bergpfade der Dialektik. Auf meinem Wege fand ich den Gott der Pantheisten, aber ich konnte ihn nicht gebrauchen. Dies arme träumerische Wesen ist mit der Welt verwebt und verwachsen, gleichsam in ihr eingekerkert, und gähnt dich an, willenlos und ohnmächtig. Um einen Willen zu haben, muß man eine Person sein, und, um ihn zu manifestieren, muß man die Ellbogen frei haben. Wenn man nun einen Gott begehrt, der zu helfen vermag und das ist doch die Hauptsache so muß man auch seine Persönlichkeit, seine Außerweltlichkeit und seine heiligen Attribute, die Allgüte, die Allweisheit, die Allgerechtigkeit u.s.w. annehmen. Die Unsterblichkeit der Seele, unsre Fortdauer nach dem Tode, wird uns alsdann gleichsam mit in den Kauf gegeben, wie der schöne Markknochen, den der Fleischer, wenn er mit seinen Kunden zufrieden ist, ihnen unentgeltlich in den Korb schiebt. Ein solcher schöner Markknochen wird in der französischen Küchensprache la réjouissance genannt, und man kocht damit ganz vorzügliche Kraftbrühen, die für einen armen schmachtenden Kranken sehr stärkend und labend sind. Daß ich eine solche réjouissance nicht ablehnte und sie mir vielmehr mit Behagen zu Gemüte führte, wird jeder fühlende Mensch billigen.

Ich habe vom Gott der Pantheisten geredet, aber ich kann nicht umhin zu bemerken, daß er im Grunde gar kein Gott ist, so wie überhaupt die Pantheisten eigentlich nur verschämte Atheisten sind, die sich weniger vor der Sache als vor dem Schatten, den sie an die Wand wirft, vor dem Namen, fürchten. Auch haben die meisten in Deutschland während der Restaurationszeit mit dem lieben Gotte dieselbe funfzehnjährige Komödie gespielt, welche hier in Frankreich die konstitutionellen Royalisten, die größtenteils im Herzen Republikaner waren, mit dem Königtume spielten. Nach der Juliusrevolution ließ man jenseits wie diesseits des Rheines die Maske fallen. Seitdem, besonders aber nach dem Sturz Ludwig Philipps, des besten Monarchen, der jemals die konstitutionelle Dornenkrone trug, bildete sich hier in Frankreich die Meinung: daß nur zwei Regierungsformen, das absolute Königtum und die Republik, die Kritik der Vernunft oder der Erfahrung aushielten, daß man Eins von Beiden wählen müsse, daß alles dazwischen liegende Mischwerk unwahr, unhaltbar und verderblich sei. In derselben Weise tauchte in Deutschland die Ansicht auf, daß man wählen müsse zwischen der Religion und der Philosophie, zwischen dem geoffenbarten Dogma des Glaubens und der letzten Konsequenz des Denkens, zwischen dem absoluten Bibelgott und dem Atheismus.

Je entschiedener die Gemüter, desto leichter werden sie das Opfer solcher Dilemmen. Was mich betrifft, so kann ich mich in der Politik keines sonderlichen Fortschritts rühmen; ich verharrte bei denselben demokratischen Prinzipien, denen meine früheste Jugend huldigte und für die ich seitdem immer flammender erglühte. In der

Theologie hingegen muß ich mich des Rückschreitens beschuldigen, indem ich, was ich bereits oben gestanden, zu dem alten Aberglauben, zu einem persönlichen Gotte, zurückkehrte. Das läßt sich nun einmal nicht vertuschen, wie es mancher aufgeklärte und wohlmeinende Freund versuchte. Ausdrücklich widersprechen muß ich jedoch dem Gerüchte, als hätten mich meine Rückschritte bis zur Schwelle irgend einer Kirche oder gar in ihren Schoß geführt. Nein, meine religiösen Überzeugungen und Ansichten sind frei geblieben von jeder Kirchlichkeit; kein Glockenklang hat mich verlockt, keine Altarkerze hat mich geblendet. Ich habe mit keiner Symbolik gespielt und meiner Vernunft nicht ganz entsagt. Ich habe nichts abgeschworen, nicht einmal meine alten Heidengötter, von denen ich mich zwar abgewendet, aber scheidend in Liebe und Freundschaft. Es war im Mai 1848, an dem Tage, wo ich zum letzten Male ausging, als ich Abschied nahm von den holden Idolen, die ich angebetet in den Zeiten meines Glücks. Nur mit Mühe schleppte ich mich bis zum Louvre, und ich brach fast zusammen, als ich in den erhabenen Saal trat, wo die hochgebenedeite Göttin der Schönheit, Unsere liebe Frau von Milo, auf ihrem Postamente steht. Zu ihren Füßen lag ich lange, und ich weinte so heftig, daß sich dessen ein Stein erbarmen mußte. Auch schaute die Göttin mitleidig auf mich herab, doch zugleich so trostlos, als wollte sie sagen: siehst du denn nicht, daß ich keine Arme habe und also nicht helfen kann?

Ich breche hier ab, denn ich gerate in einen larmoyanten Ton, der vielleicht überhandnehmen kann, wenn ich bedenke, daß ich jetzt auch von Dir, teurer Leser, Abschied nehmen soll. Eine gewisse Rührung beschleicht mich bei diesem Gedanken; denn ungern trenne ich mich von Dir. Der Autor gewöhnt sich am Ende an sein Publikum, als wäre es ein vernünftiges Wesen. Auch dich scheint es zu betrüben, daß ich Dir Valet sagen muß; du bist gerührt, mein teurer Leser, und kostbare Perlen fallen aus deinen Tränensäcken. Doch beruhige Dich, wir werden uns wiedersehen in einer besseren Welt, wo ich dir auch bessere Bücher zu schreiben gedenke. Ich setze voraus, daß sich dort auch meine Gesundheit bessert und daß mich Swedenborg nicht belogen hat. Dieser erzählt nämlich mit großer Zuversicht, daß wir in der andern Welt das alte Treiben, ganz wie wir es in dieser Welt getrieben, ruhig fortsetzen, daß wir dort unsere Individualität unverändert bewahren und daß der Tod in unserer organischen Entwicklung gar keine sonderliche Störung hervorbringe. Swedenborg ist eine grundehrliche Haut, und glaubwürdig sind seine Berichte über die andere Welt, wo er mit eigenen Augen die Personen sah, die auf unserer Erde eine Rolle gespielt. Die meisten, sagt er, blieben unverändert und beschäftigten sich mit denselben Dingen, mit denen sie sich auch vormals beschäftigt; sie blieben stationär, waren veraltet, rokoko, was sich mitunter sehr lächerlich ausnahm. So z. B. unser teurer Doktor Martinus Luther war stehen geblieben bei seiner Lehre von der Gnade, über die er während dreihundert Jahren tagtäglich dieselben verschimmelten Argumente niederschrieb ganz in derselben Weise wie der verstorbene Baron Eckstein, der während zwanzig Jahren in der Allgemeinen Zeitung einen und denselben Artikel drucken ließ, den alten jesuitischen Sauerteig beständig wiederkäuend. Aber, wie gesagt, nicht alle Personen, die hienieden eine Rolle gespielt, fand Swedenborg in solcher fossilen Erstarrung; sie hatten im Guten wie im Bösen ihren Charakter weidlich ausgebildet in der anderen Welt, und da gab es sehr wunderliche Erscheinungen. Helden und Heilige dieser Erde waren dort zu Lumpen und Taugenichtsen herabgesunken, während auch das Gegenteil stattfand. So z. B. stieg dem heiligen Antonius der Hochmut in den Kopf, als er erfuhr, welche ungeheure Verehrung und Anbetung ihm die ganze Christenheit zollt, und er, der hienieden den furchtbarsten Versuchungen widerstand, ward jetzt ein ganz impertinenter Schlingel und liederlicher Galgenstrick, der sich mit seinem Schweine um die Wette in den Kot wälzt. Die keusche Susanne brachte der Dünkel ihrer Sittlichkeit, die sie unbesieglar glaubte, gar schmähdlich zu Falle, und sie, die einst den Greisen so glorreich widerstand, erlag der Verlockung des jungen Absalon, Sohn Davids. Die Töchter Lots hingegen hatten sich im Verlauf der Zeit sehr vertugendhaftet und gelten in der andern Welt für Muster der Anständigkeit; der Alte verharrte leider bei der Weinflasche.

So närrisch sie auch klingen, so sind doch diese Nachrichten eben so bedeutsam wie scharfsinnig. Der große skandinavische Seher begriff die Einheit und Unteilbarkeit unserer Existenz, so wie er auch die unveräußerlichen Individualitätsrechte des Menschen ganz richtig erkannte und anerkannte. Die Fortdauer nach dem Tode ist bei ihm kein idealer Mummenschanz, wo wir neue Jacken und einen neuen Menschen anziehen; Mensch und Kostüm bleiben bei ihm unverändert. In der anderen Welt des Swedenborg werden sich auch die armen Grönländer behaglich fühlen, die einst, als die dänischen Missionäre sie bekehren wollten, an diese die Frage richteten: ob es im christlichen Himmel auch Seehunde gäbe? Auf die verneinende Antwort erwiderten sie betrübt: der christliche

## Romanzero

Himmel passe alsdann nicht für Grönländer, die nicht ohne Seehunde existieren könnten.

Wie sträubt sich unsere Seele gegen den Gedanken des Aufhörens unserer Persönlichkeit, der ewigen Vernichtung! Der horror vacui, den man der Natur zuschreibt, ist vielmehr dem menschlichen Gemüte angeboren. Sei getrost, teurer Leser, es gibt eine Fortdauer nach dem Tode, und in der anderen Welt werden wir auch unsere Seehunde wiederfinden.

Und nun, lebe wohl, und wenn ich Dir etwas schuldig bin, so schicke mir Deine Rechnung.

Geschrieben zu Paris, den 30. September 1851.

Heinrich Heine.